Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Eine gute Partie

von

Emilie Flygare-Carlén.

Grimma und Leipzig,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.

Eine gute Partie.

1.

Einige Scenen von dem Kirchenhügel, zur Einleitung dienend.

Es ist ein schöner, froher Sonntagsmorgen auf dem Lande. Die Leute versammeln sich auf dem Kirchenhügel und warten dort das letzte Läuten ab, nach welchem erst der Gottesdienst beginnt. Die herrschaftlichen Damen suchen einander auf, bieten einander Eau de Cologne und Geschwätz an, während die Bauernfrauen — das Letztere auch nicht verachtend — die alte, ehrliche Pulldose, gefüllt mit kleinen Stückchen Zucker und Anis, herumgehen lassen.

Das Gespräch in diesen verschiedenen Kotterien ist indessen ungefähr dasselbe.

Der Unterschied besteht nur in der ungleichen Art und Weise, wie sie sich ausdrücken.

„Das kann man eine glückliche Partie nennen,“ sprach Frau A., indem sie Frau B. ein kleines Wickel-

kind von Porzellain überreichte, in dessen Bauche die duftende Essenz enthalten war.

„Ein wahres bonne fortune, meine Beste; wenn ich mich nicht irre, ist es gerade zur rechten Zeit gekommen — wenigstens sagt dies mein Mann.“

„Nun, wenn er es sagt, liebste Frau A., dann ist es gewiß wahr. Ein königlicher Distriktschef weiß ungeheuer viel Neues; man vertraut ihm viel mehr an, als er wünscht.“

„Lappalien!“ antwortete die Frau des Distriktschef mit einer vornehmen, nachlässigen Miene. „Es ist so angenehm, seinen Nachbarn, vom Grafen bis zum Arbeitsmanne herab, dienen zu können, und wenn mein Mann, was ich jedoch nicht behaupte, so glücklich gewesen sein sollte, dem Feldkämmerer Reiner irgend eine größere Gefälligkeit zu erzeigen, so hoffe ich, er wird sie bald wieder vergelten.“

Um dieselbe Zeit sagte Mutter Britta zu Mutter Maja, oder vielleicht war es umgekehrt:

„Ja, ja, Jemand muß es haben; es regnet nicht auf Alle! Man hat übrigens dies und das von der Herrschaft auf Tidanäs gesagt, und Gott weiß es, dieser gute Feldkämmerer befaßt sich auch wahrhaftig mit allen und jeglichen Sachen.“

„Nun, er hat sich doch immer obenauf gehalten und immer wie ein reicher Mann gelebt, bis ihm das Glück endlich jetzt gerade in die Arme läuft.“

„Und sie hat Hunderttausend und noch obendrein Funfzigtausend als Mitgift, diese Schwiegertochter . . . Ja, ja, das muß ich wissen,“ erklärte Mutter Britta.

„Ja, dieser Herr Wilhelm, der wird es einmal vollauf haben! Hat er doch auch immer den Vornehmen gespielt, sogar, als er noch ein kleiner Junge, so groß war.“

„O, mit der Vornehmheit hat es keine Noth, das ist es gerade nicht; er sieht nur vornehm aus, weil er schwache Augen hat.“

„Schwache Augen,“ brummte Mutter Britta ärgerlich; „ich denke, sie sind nicht so schwach; als daß er 'mal seine Nachbarn wieder erkennen und grüßen könnte.“

„Still, still — ich höre nicht gern, daß was Böses von Herrn Wilhelm gesagt werde, denn mich hat er immer gegrüßt . . . aber es ist nun einmal so; er ist immer melancholisch gewesen seit jener großen Trauer.“

„Nun, nun, Mutter Britta! Es soll kein böses Blut zwischen uns setzen, und er wird 'mal wie andere Leute werden, jetzt vielleicht, wo die neue Braut mit ihren Eltern zum Besuch auf Tidanäs gekommen ist. Die ganze „Geschichte“ wird schon hier zur Kirche kommen und wir werden schon sehen, wie das Mädel geputzt ist.“

„Lars-Moras Lena, die gestern auf dem Herrnhofe war, hat sie gesehen; sie hat eine Mamsell mit sich

geführt, die viel hübscher ist, selbst aber war sie in Seide von Kopf bis zu Fuß, mit allerlei lirum larum Garnirungen u. s. w. und einem großen Schleppkleid."

„Der Reichthum macht Niemand glücklich. Fräulein Karoline ging nicht in Sammet und Seide umher, aber schön und fein war sie doch, wie die Pfingstlilien selbst, die ihr Wilhelm auf ihr Grab gepflanzt hat — und dann hatte sie ein liebes, ächt christliches Herz, und demüthig war sie."

„Nun, diese scheint auch demüthig zu sein; sie neigt sich und verbeugt sich bis auf die Erde vor ihrem Schwiegervater und küßt der Schwiegermutter die Hand Morgens, Mittags und auch Abends."

„Nun, das ist hübsch von ihr — denn reich oder arm, muß man immer die Eltern in Ehren halten."

„Wahrhaftig, es ist doch sonderbar," rief Frau A. aus, „der Bräutigam führt nicht seine Braut!"

„Nein, er überläßt es anstatt dessen dem Magister, seinem Freund, und selbst sieht er nicht sehr entzückt aus."

„Auch das wundert mich gerade nicht; kann das Geld die Liebe ersetzen?"

„O," antwortete die mehr prosaische Freundin, „er war ja erst zwanzig Jahre alt, als Karoline starb. Diese Knabenphantasie würde überhaupt nie ausgeführt wor-

den sein; der Feldkämmerer würde nie zugegeben haben, daß sein Sohn eine so schlechte Partie macht — das Mädel besaß ja keinen Heller.“

„Allein bei einer Heirath, ganz nach der Wahl seines Herzens, hätte Wilhelm sich doch nicht leiten lassen.“

„Der Widerstand würde ihn zu arbeiten gezwungen haben, anstatt daß er jetzt volle drei Jahre hier in den Wäldern auf Tidanäs sich herumgetrieben, und sich seiner unglücklichen Melancholie überlassen hat. Er hatte sich ja ganz und gar von den Studien zurückgezogen.“

„Und so wäre es noch immer gewesen, wenn nicht der Großvater, als er starb, ganz ernsthaft mit ihm geredet, und ihm das Versprechen abgenommen hätte, er solle nach Upsala gehen, und dort seine Studien beenden.“

„Ja — und kaum ist das geschehen, kaum ist er beim Hofgericht als Notar angestellt worden, als der Papa diese Partie zu Stande bringt. Du hast natürlich gehört, wie schön es sich macht.“

„Natürlich . . . der steinreiche Banquier, der hierher gereis't war, um Aktien auf das Brändster Eisenwerk zu nehmen, wurde freundschaftlichst eingeladen, auf dem magnifiken Tidanäs zu wohnen, und als er wieder zurückkehrte, traf es sich so schön, daß der Feldkämmerer gerade Geschäfte in Stockholm hatte, woselbst

er dann seinen Sohn im Hause des Banquiers einführte."

„. . . sein Sohn, der Herr Notar, der zwei Monate später mit der Erbin eines der solidesten Häuser der Hauptstadt verlobt ist."

„Ah! Jetzt steigen sie aus dem Wagen — so weit von der Kirche! Die Frau Feldkämmerer möchte wahrscheinlich gern ihre strahlende Schwiegertochter so sehr als möglich sehen lassen."

„Aber das verzeihe ich Herrn Wilhelm nicht, daß er seiner Braut nicht den Arm anbietet . . . das ist ganz gewiß seine Braut, die dort rechts neben der hohen Dame geht."

„Und wer die Mutter der Braut ist, das sieht man schon an den tiefen Verbeugungen des Herrn Feldkämmerer."

„So wie man durchs Lächeln der steifhalsigen Frau Kämmererin schon begreift, daß der dicke Herr, der ihr gerade jetzt seinen Arm bietet, der steinreiche Banquier ist.

Werfen wir einen besondern Blick auf die zwei Personen, die den Gegenstand einer so ungeheuern Neugierde bildeten:

Fräulein Victorine H. war ein kaum achtzehnjäh-

riges Mädchen, von mittler Größe, schlank, blaß, blauäugig und überhaupt von einem unbeschreiblich langweiligen Aeußern.

So ungefähr war dieses junge Mädchen; keineswegs häßlich, noch weniger dumm, aber sie war schüchtern, unzugänglich, und es schien, als fürchtete, oder vielleicht noch richtiger, litt sie dadurch, daß sie selbstständig denken müsse.

Ferner hatte sie sich von Kindheit an daran gewöhnt, Alles in einer ganz mechanischen Weise einzunehmen: Kenntnisse, Vergnügungen, sogar Religion.

Sie war ja das reiche Fräulein Victorine H..., es kam ja gar nicht darauf an, ob dieses oder jenes anders sein könnte!

Sie sang so, daß man dabei erfror, und wenn sie sprach, schwitzte man vor Sehnsucht, daß sie ja wieder bald schweigen möchte, so schleppend-tödtend schien ihre Stimme zu sein, und eine solche Gleichgiltigkeit sprach aus ihren Mienen und aus Allem, was sie sagte.

Fräulein Victorine, die — wie uns die beiden Damen erzählt haben — nicht die Begleitung ihres Bräutigams genossen hatte, ging leise und nachlässig neben einer jungen Anverwandten einher, die sie auf dieser Reise begleitete.

Diese Freundin, die in keiner Hinsicht Victorinen ähnlich sah — denn sie besaß vor allen Dingen eine

große Fertigkeit in der Redekunst — sagte nun sehr lebhaft:

„Nun, wie kommt Dir Dein Bräutigam vor? was sagst Du von seiner Artigkeit?“

„Wie so, Artigkeit?“

„Ach, mein Gott, Unartigkeit, denn — er steht ja noch immer dort unten und liebkos't sein Pferd, anstatt daß er seinen Arm Dir bietet.“

„Er mag meinetwegen das Pferd so viel liebkosen, wie es ihm beliebt.“

„Ah, das nenne ich hübsch; Du bist wenigstens nicht eifersüchtig!“

„Nein, ich bin sehr zufrieden, wenn er mich nur nicht liebkos't.“

„Ah, was das betrifft . . .“ Unsere Heldin fand ohne Zweifel etwas Beleidigendes im Tone ihrer Freundin, denn gegen ihre sonstige Gewohnheit antwortete sie jetzt ziemlich bestimmt:

„Ja, er that es aber gestern.“

„Wirklich — wo warst Du denn?“

„Im Garten. Aber mir wurde so angst und bange . . . so . . . daß ich davonlief.“

„Aber, weißt Du was, Victorine, wenn Du ihn nicht mehr lieb hast, als so, weshalb nimmst Du ihn denn?“

„Beste Louise, wie einfältig Du fragst — ich muß mich doch einmal verheirathen!“

„Das soll ein Grund sein?"

„Das weiß ich nicht; meine Mutter aber sagt, daß dies ein sehr guter Grund ist. Und da der Feldkämmerer so ungeheuer reich sein soll und er außerdem zum nächsten Frühjahr Wilhelm ein großes Gut giebt, so . . ."

„Was brauchst Du, die Du selbst so reich bist, an so etwas zu denken?"

„Mir scheint es auch überflüssig zu sein, aber Mama sagt, daß mein Bräutigam außerdem gut und hübsch, ernst und ehrenhaft ist."

„Die beiden letzten Eigenschaften will ich gewiß nicht bestreiten, aber gerade besonders gut sieht er doch nicht aus und schönere Männer findet man wahrhaftig überall."

„Du sagtest jedoch vor einigen Tagen, daß er ein hübscher Mann sei, daß er schöne schwarze Augen und eine elegante Gestalt habe, die nichts durch seine nachlässige Haltung verliere."

„Das Alles vergaß ich schon gestern wieder, als sein Freund, der Magister, hierherkam. Der kann doch wenigstens reden, ohne daß man sich jeden zweiten Augenblick über seine Langeweile ärgern muß. Aber was sagst Du von dem Aeußern Deines Auserkornen?"

„Nichts — er ist immer langweilig und auch ich bin oft sehr langweilig."

„Woran denkst Du? An die Zukunft vielleicht?“

„Nein — ich denke daran, daß es Einem doch gar nicht viel Freude macht, Braut zu sein, wie die Mama mir sagte.“

„Ah so, Deine Mutter meinte, es sollte Dir Vergnügen machen? — Nun, Dein Vater, was sagte er?“

„Victorine,“ sagte Papa, „Du mußt Dich mit dem Sohne des reichen Feldkämmerers verheirathen; es ist nothwendig, daß Du einen Mann erhältst, der Dich so zu halten vermag, wie Du einmal daran gewöhnt gewesen bist.“

„Nun, bist Du einmal fertig geworden?“ sagte der junge Magister Gustav Freidling zu seinem Universitätsfreunde, dem Notar Wilhelm Reiner. „Mir scheint, Fräulein Victorine H. wirft einen Blick zurück.“

Der junge Notar, dessen Antlitz eine schmerzliche Regung ausdrückte, nahm schnell die Miene einer nachlässigen Sorglosigkeit an und trug eine Art außergewöhnlichen Leichtsinn zur Schau, der durchaus nicht seinem ernsten Wesen angehörte.

„Was willst Du mehr — ich that gestern Alles, was in meinen Kräften stand. Ich kann nicht jeden Tag unterhaltend sein.“

„Wie denkst Du Dich wohl als verheiratheter Mann einzurichten, mein lieber Wilhelm?“

„Das weiß der liebe Gott! Wahrscheinlich werde ich und meine liebe Ehehälfte schlafen, essen und so fortvegetiren. Ich möchte es vorziehen, immer zu schlafen.“

„Das arme Mädchen!“ sprach der Magister. „Eigentlich schön ist sie allerdings nicht, wenigstens entspricht sie durchaus nicht all' dem Luxus, all' dem Gold, Silber und Edelgestein, worin sie eingefaßt ist. — Ferner glaube ich auch nicht, daß sie gerade sehr verständig ist und viel Witz besitzt: aber mir scheint dessen ungeachtet, daß Du die Sache so leicht nimmst, daß es mich wahrhaftig beunruhigt.“

„Allein ich beunruhige mich durchaus nicht. Uebrigens weißt Du wohl, daß die sogenannten guten Partien das Privilegium haben, all' den Krimskrams zu entbehren, was die Narren Glück nennen. Ich bekomme so viel Geld, wie nothwendig ist, um nicht zu arbeiten, nicht zu denken, sie bekommt einen Mann, den sie bei allen Gelegenheiten mit sich als ein Schild herumschleppen kann — das ist Alles, was nöthig ist. Meine kleine Braut hat gar keine Prätentionen.“

Mit diesen kalten Worten, die sogar die sonst nicht unschönen Gesichtszüge des Bräutigams verunstalteten, verließ dieser schnell seinen Freund und begab sich zu seiner Braut.

Er bot ihr den Arm, und mit einem Blick und einem Tone, die auf etwas viel Höheres hindeuteten, als die

Worte die er soeben gesprochen hatte, sagte er, gleichsam um einen Versuch zu machen:

„Siehst Du dies Grab, dort links, Victorine?“

„Das mit dem niedrigen Stacket?“

„Ja — dort ruht ein junges Mädchen, das mir im Leben Alles war.“

Victorine blickte auf; es war, als wollte sie irgend ein Mitgefühl ausdrücken, allein die zurückgehaltene Thräne, die in Wilhelms Auge bebte, flößte ihr Furcht ein, und sie stammelte nur:

„Ah so!“

Der junge Mann that keinen zweiten Versuch, um das Gespräch fortzusetzen.

Als er aber nach beendetem Gottesdienste mit der übrigen Gesellschaft die Kirche verließ, zögerte er mit Fleiß, und hielt sich hinter den Andern, damit er ungestört im Vorübergehen einen Blick auf das Grab werfen konnte, und er fand auf dem grünen Hügel ein Bouquet von weißen Dornenrosen. Dies Bouquet hatte Wilhelm kurz vorher in der Hand seiner Braut gesehen; er erblickte in diesem ein rührendes Opfer der lebenden Braut an die todte, aber gleich darauf überzeugte er sich, daß Victorine wahrscheinlich doch nur das Bouquet hier verloren habe, während sie aus Neugierde vor dem Grabe stehen geblieben sei.

Mit diesen Gedanken hob er die Blumen auf und warf sie unbemerkt seitwärts auf ein anderes Grab.

Diese Handlung blieb jedoch nicht unbemerkt.

„Sieh einmal,“ sagte die dienstwillige Freundin zu Victorine, „er duldet nicht Deine Blumen bei ihr.“

Victorine schaute zurück, allein sie sagte nichts.

„Aergert Dich denn das nicht?“

„Ach nein — er hat das Recht, zu thun, was er will.“

Während der Feldkämmerer mit seiner Frau Gemahlin die Glückwünsche einiger Bekannten entgegennahm, und diese zum Danke dafür eine Einladung zur Mittagstafel erhielten, flüsterte die Mutter der Braut ihrem Manne, dem ungeheuer reichen Banquier, zu:

„Dieser Notar ist ein rechter Tölpel — ich habe alle Ueberwindung nöthig, um sein Betragen gegen meine Tochter zu dulden.“

„Du mußt es aber doch dulden!“ brummte der Mann. „Vergiß nicht, daß Tidanás eine halbe Million werth ist und daß ich in einigen Monaten . . .“

Der Satz wurde nicht weiter ausgesprochen, sondern brach mit einem leichten Husten ab.

Allein dieser Husten war gewiß sehr verständlich, denn die Frau Gemahlin nickte, lächelte und — duldete, was sie sonst nicht würde geduldet haben.

2.

Die künftige Schwiegertochter bei den Schwiegerältern.

Tidanás, ein früher königliches Gut — in der That eine halbe Million werth — besaß auch königliche Gebäude.

„Wir haben hier drei Mal so viele Zimmer, wie wir gebrauchen!“ sagte der Feldkämmerer oft mit einem selbstgefälligen Lächeln.

Tidanás war ferner gleichfalls ein schönes Gut; es war wohl und elegant meublirt, und die „Herrschaft“, die es bewohnte, glaubte sich auch dazu geboren, die ersten Magnaten der Gegend zu spielen.

Dies Alles machte es natürlich, daß ein Vater, der eine Tochter zu vergeben hatte, dieselbe gern mit dem Erben dieses schönen Besitzthums vereinigt sehen mochte.

Es ist allerdings wahr, daß der Feldkämmerer außerdem andere Güter, theils besaß, theils gepachtet hatte, und wiederum verpachtete, kaufte und verkaufte, so daß es eine Unmöglichkeit war, irgend eine Uebersicht über sein Vermögen zu erhalten; so viel war indeß gewiß, daß er immer große, weitausgedehnte Geschäfte machte, und der Wiederschein derselben verlieh seiner Person jene imponirende Miene, die viele Männer aus demselben Schrot und Korn mit so vielem Geschick anzunehmen wissen, und durch welche sie sich in einem außerordentlichen Grade geltend machen.

Es ist sonderbar, daß diese Miene eine solche Macht an Nachbarn und Bekannten ausübt, daß dieselben sich fast ohne Opposition einem solchen Manne unterwerfen.

Was die Frau Feldkämmerer betrifft, so machte sie als Frau nicht weniger Aufhebens von sich.

Allein ihre Ketten wurden nicht mit derselben Leichtigkeit von den Damen der Umgegend getragen, denn es ist viel ärgerlicher, immer von den Hüten, den Spitzen und Shawls anderer Leute reden zu hören — wenn man selbst nicht so glücklich ist, dieselben zu besitzen — als von den verschiedenen Geschäften der Männer, von Güterverkauf und Geldverleihungen u. s. w.

Der Sohn Wilhelm — der Held unseres kleinen Romans, oder richtiger, seines eignen — hatte bereits

seit vielen Jahren eine so gründliche lange Weile bei diesem Leben verspürt, daß er durchaus nicht demselben nachzuahmen wünschte.

Einmal hatte er gehofft, glücklich zu werden.

Er war damals in ein junges, schönes Mädchen der Nachbarschaft verliebt; allein dieses junge Mädchen starb, und von dem Augenblicke an wurde Wilhelm — der durchaus nicht wußte weder seine Gefühle, noch seine Ideen zu bändigen — das gleichgiltige, langweilige Wesen, wie wir bereits gesehen haben.

Hätte seine Liebe wohl einen höheren, außergewöhnlichen Gehalt gehabt?

Wir glauben, daß sie nur eine jener poetischen Fata morgana gewesen, die so oft der ersten grünen Jugend angehören.

Allein durch die Richtung auf das Krankhafte, Farblose hin, welche das Gemüth des jungen Mannes nun einmal erhalten hatte — eine Richtung, die weniger selten, als man es glauben sollte, gerade bei denjenigen zum Vorschein kommt, die im Ueberfluß erzogen, und von einem thätigen, lärmenden Leben umgeben, vor allen Dingen bei denjenigen, die keinen Widerstand in Betreff ihrer Wünsche erfahren haben — durch diese Richtung, wiederholen wir, war es ganz natürlich, daß die erste Trauer, die erste Unmöglichkeit, einen fast unverwischbaren Eindruck hinterließ.

Die Folgen dieses Eindruckes zeigten sich denn auch

in der Schlaffheit und Gleichgiltigkeit, womit er die Absichten und Veranstaltungen zur Sicherstellung seiner Zukunft von Seiten seiner Eltern auffaßte.

Der Vater besaß einen guten, verschlagenen Kopf, und verstand in hohem Grade die Kunst, sich geltend zu machen. Der Sohn dagegen hatte so wenig von diesem Talente geerbt, daß er nicht einmal den guten, gesunden Verstand zu brauchen wußte, den er jedenfalls besaß. Er ließ seine guten Eigenschaften ruhen, er legte sie gewissermaaßen brach, vielleicht gar in der Hoffnung, sie würden mit der Zeit von selbst emporschießen und reifen.

Die glänzende Mittagstafel war zu Ende. Die versammelten Gäste hatten sich in die Gesellschaftszimmer begeben.

Der Banquier und seine Frau, deren Blicke sich in dem großen Spiegel begegneten, nickten einander freudig zu. Wie schön würde es doch sein, wenn Victorine eines Tages als Wirthin auf dem pompösen Tidanás waltete!

Der junge Magister übernahm es, die Braut zu unterhalten, und Fräulein Louise gab sich alle mögliche Mühe, den Bräutigam zu erheitern; aber weder der Freund, noch die Freundin erhielten irgend ein erträg-

liches Resultat ihrer Bemühung. Sie näherten sich deshalb allmälig einander, und ließen die Verlobten allein, jedes in seinem Winkel des großen Balkons.

Die Gemahlin des Banquiers gab ihrer Tochter einen Wink nach dem andern mit dem Handschuh, die Frau Feldkämmerer wedelte ihrem Sohne mit dem Taschentuche zu — allein, o weh, die Stille des Grabes ruhte über Braut und Bräutigam.

Endlich that jedoch Victorine, deren einziges, lebhaftes Gefühl in einer gewissen Furcht vor den allabendlichen Vorlesungen der Mutter bestand, einen Versuch, ihren guten Willen zu zeigen.

Sie sagte also, indem sie sich Wilhelm zuwandte:

„Ich möchte wissen, ob die Kartoffeln bald reif sein werden?“

„Ich werde nachsehen!“ antwortete der Bräutigam. Und hiermit war das Gespräch zu Ende.

Allein glücklicherweise traten in diesem Augenblick die immer umarmende und liebkosende Schwiegermutter und der liebenswürdige, schmeichelnde Schwiegervater auf den Balkon.

„Wahrhaftig, meine liebe Schwiegertochter,“ sprach der Letztere, und verbeugte sich in einer sehr chevaleresken Weise, „ich komme, um Dich zu entführen.“

„Großer Gott!“ antwortete Victorine, und mit vielem Anstand — denn sie hegte eine tiefe Ehrfurcht vor ihrem wichtigen Herrn Schwiegerpapa — sammelte

sie mit der Hand die schleppenden Garnirungen ihres weitläufigen, seidnen Kleides.

„Was giebt es denn eigentlich?“ fiel der Banquier lächelnd ein.

„Gewiß irgend eine kleine, allerliebste Ueberraschung?“ fügte seine Gemahlin hinzu.

„Irgend eine väterliche Aufmerksamkeit gegen unsern geliebten, kleinen Engel!“ meinte die Frau Feldkämmerer mit einer Art prätentiöser Schüchternheit; — der Ton glich demjenigen einer Königin, der es vergönnt ist, Artigkeiten nach allen Seiten hin auszustreuen.

„Eine Kleinigkeit, eine Kleinigkeit, meine Herrschaften!“ entschied nun der Feldkämmerer selbst. „Ich habe einige der schönsten Pferde vorführen lassen, die ich in meinem Stalle habe. Meine bezaubernde Victorine wird die Güte haben, selbst die Pferde auszuwählen, die sie zu benutzen wünscht, wenn sie künftiges Frühjahr uns wiederum mit ihrer Anwesenheit erfreut.“

Natürlicherweise wollte die ganze Gesellschaft dieser interessanten Wahlhandlung beiwohnen, und was die Pferde betraf, verdienten sie wohl gesehen zu werden.

Allein Victorine war ganz und gar verdutzt; sie trat alle Augenblicke auf ihre Garnirung, und sagte dann und wann:

„Ich weiß nicht... ich verstehe nicht... ich biu

gerade keine große Liebhaberin von Pferden; aber wenn ... wenn Wilhelm vielleicht die weißen leiden mag ...“

„Welche schöne Delikatesse von Deiner künftigen Frau, Wilhelm!“ rief der Feldkämmerer, indem er seinem Sohne einen leichten Schlag auf die Schulter gab. „Nun, sei ihr doch in der Wahl behilflich!“

„Wenn Sie überhaupt Pferde anzubieten haben, mein Vater, so bin ich überzeugt, daß Victorine mit den ersten besten zufrieden sein wird!“ antwortete Wilhelm in einem so langweiligen, gedehnten Ton, daß die Schwiegereltern darob erstaunten.

Jedoch der Feldkämmerer beeilte sich, Alles wieder gut zu machen, indem er dem Banquier in's Ohr flüsterte:

„Diese Hypochondrie ist eine gar zu hartnäckige Krankheit! wenn sie aber erst verheirathet sein werden, wird unsere liebe Victorine es schon verstehen, ihn in vierzehn Tagen zu curiren.“

Victorine richtete sich indessen buchstäblich nach dem Rathe, den sie glaubte erhalten zu haben, und war sehr erfreut, die Phrase hervorstammeln zu können:

„Ich will, wie es Wilhelm will.“

Die Pferde wurden unter Seufzen von Seiten des Banquiers abgeführt, während der Feldkämmerer, mit der freudig lächelndsten Miene von der Welt, versichern zu können glaubte, daß seine liebe Schwieger-

tochter, wenn sie nächstes Jahr wieder käme, ein wenig mehr Bestimmtheit an den Tag legen würde.

„Victorine," sprach die Mutter, als man sich Abends im Corridor trennte, und Jeder sich zur Ruhe begeben wollte, „liebe Victorine, Du kannst mit mir gehen; ich werde Dir das geben, was Du vorher zu haben wünschtest, mein Kind!"

Das junge Mädchen wußte zwar, daß sie nichts gewünscht habe, am allerwenigsten das, was sie jetzt erhalten sollte, allein sie folgte dessenungeachtet, gehorsam wie ein Lamm, ihrer Frau Mama in deren Schlafgemach.

„Es lohnt der Mühe nicht, ihr etwas zu sagen!" flüsterte der Banquier. „Wenn sie schüchtern und befangen ist, er ist jedenfalls ein Brummbär. Sie halten einander die Stange ganz gut, und das wird sich schon ausgleichen."

Die Frau Gemahlin antwortete mit einem Blick, und zwar einem solchen, der sofort verstanden wurde, denn in ihrer Eigenschaft als Mutter, ließ die gnädige Frau durchaus keinen Einfluß von außen zu.

Der Ehemann begab sich, halblaut ein Lied trällernd, in sein Zimmer.

„Nun, Victorine, mein liebstes Kind, glaubst Du wohl, daß ich heute Ursache habe, mit Dir zufrieden zu sein?“

„Ich weiß nicht. Es ist hier so langweilig.“

„Langweilig — ein Mädchen, das im Begriff steht, eine halbe Million zu heirathen, darf nichts von langer Weile wissen.“

„Ja, aber...“

„Still, still, Du begreifst Dich selbst nicht. Deine Schüchternheit legst Du als lange Weile aus. Im Gegentheil, Du amüsirst Dich.“

Victorine antwortete nur mit einem ganz leisen „Hm!“

„Was willst Du denn mehr? Deine künftige Schwiegermutter ist ja die Aufmerksamkeit selbst, und Dein Schwiegerpapa trägt Dich ja auf den Händen.“

„Aber Wilhelm kümmert sich ja gar nicht um mich.“

„Nun, wessen Fehler ist das wohl? es ist Dein eigner! Dein Vater war gar nicht in mich verliebt, als wir uns verheiratheten, und doch sind wir ungeheuer glücklich geworden: Du siehst es ja selbst, wie ich Alles bekomme, was ich mir wünsche, und wie Dein Vater nie etwas im Hause ohne meine Einwilligung thut.“

„Es wäre doch angenehmer, wenn Wilhelm mich lieb hätte.“

„Er wird Dich schon lieb haben, wenn Du nur weißt, Dich selbst zu schätzen. Aber Du wirst doch einsehen, daß, wenn Du so fortfährst, wie Du begonnen, dann wirst Du eine sehr schlechte Figur machen.“

„Was soll ich denn thun, Mama?“

„Was ich Dir tausendmal gesagt habe: Du mußt Dich mit Lebhaftigkeit zu führen wissen, Du mußt sprechen, plaudern — gleichviel was — lachen, fröhlich sein, und überhaupt zeigen, daß Du Leben besitzest! Stelle Du Dich nur so, als verständest Du seinen Mangel an Aufmerksamkeit gar nicht, und vor allen Dingen: frage nie nach seinem Urtheil!“

„Aber wird ihm das wohl behagen?“

„Vielleicht wird es ihm nicht behagen, — um so besser: er wird alsdann aus seiner liebenswürdigen Apathie erwachen, es wird einen allerliebsten Zank geben, Du schlägst Alles in den Wind, wie Du gesehen hast, daß ich es mit Deinem Vater mache, und wenn Du diese Methode befolgst, mein Kind, dann wird Deine Partie zweimal eine gute und glückliche werden.“

Am folgenden Tage befolgte Victorine buchstäblich die ihr von der Mutter anempfohlene Methode.

Sie schwatzte in einem fort, ohne viel zu wissen, was sie sagte; sie lachte, und sprang vor Freude umher, und richtete kaum einen Blick auf ihren Bräutigam.

Aber ach, was war die Folge hiervon?

Er blickte sie allerdings mit dem tiefsten Erstaunen und ganz und gar erwachend an; allein es währte nicht lange — dann gähnte er wieder, und sein Staunen war dahin: auch er richtete nun fast keinen Blick auf seine Braut.

3.

Die Morgenröthe der Ehe.

Ungefähr drei Monate sind verstrichen. Es ist beim Anbeginn des Herbstes im Jahre 1835.

Wir finden unser junges Ehepaar in der Hauptstadt wieder, in einer zwar nicht großen, aber doch sehr eleganten Wohnung.

Bei der Einrichtung dieser Wohnung war von Seiten des Banquiers, der den Feldkämmerer dazu *überredet* hatte, ihm die ganze Sorge in Betreff derselben zu überlassen, nichts gespart worden.

Der Feldkämmerer hatte sich anfänglich sehr hartnäckig gegen diesen Wunsch des Banquier gesträubt, endlich jedoch, aus *lauter Freundschaftlichkeit*, hatte er nachgegeben.

Was die beiden Personen betrifft, welche diese Wohnung einnahmen, so thaten diese — gar nichts.

Die jungen Leute waren bereits fünf Wochen

verheirathet gewesen, und beschäftigten sich mit — gar nichts.

Der Feldkämmerer und seine Frau Gemahlin, die bei dem Hochzeitsfeste zugegen gewesen, hatten wieder die Hauptstadt verlassen und sich auf das schöne kleine Gut begeben, auf welchem das glückliche junge Paar den künftigen Frühling verbringen sollte. Unterdeß hörten die vielen Gesellschaften und Einladungen gar nicht auf, die auf die wunderbar überflüssige, fast mährchenhafte Hochzeit von Seiten der Gäste folgten.

Dem Feldkämmerer war jedoch ein großer Plan fehlgeschlagen.

Er hatte es nicht für nöthig erachtet, sich im Voraus von der Geneigtheit seines Sohnes zu vergewissern, seinen geschäftsgewohnten Händen die Mitgift von funfzigtausend Reichsthalern zu übergeben, welche der Banquier, nach dessen eigener Aussage, dem künftigen Mann seiner Tochter zu übermachen beabsichtigte.

Wie plötzlich wurde er jedoch aus dieser angenehmen Hoffnung herausgerissen, als Wilhelm bei dem ersten Wort, welches er über diesen Gegenstand fallen ließ, die unumwundene Erklärung abgab: er glaube, es sei am Besten, er nehme diese Summe selbst in Empfang.

Ein beruhigendes Präservativ gegen alle die zukünftigen Qualen, welche der Feldkämmerer empfand, indem er schon im Geiste Wilhelm durch seine Nach-

lässigkeit Alles zusetzen und vergeuden sah, kam ihm jedoch einige Tage vor seiner Abreise durch den Entschluß des Banquier, den dieser ihm in folgenden Worten zu erkennen gab:

„Bester Freund,“ sagte der Banquier, „ich glaube bereits die Erfahrung gemacht zu haben, daß mein Schwiegersohn kein Talent für Geldgeschäfte besitzt. Ich beabsichtige deshalb, ihm nur eine kleinere Summe zu geben und werde selbst so vortheilhaft wie möglich das Hauptcapital zu verwenden suchen. In solcher Weise hege ich die Hoffnung, daß das Geld sich in wenigen Jahren in die doppelte Summe verwandelt haben wird.“

„Diesen Vorschlag,“ antwortete der Feldkämmerer, „muß ich umsomehr gut heißen, als ich auch selbst die Absicht hege, Wilhelm das Gut Willafors vorläufig nur in Pacht zu geben; er muß sich erst an die Landwirthschaft gewöhnen, was um so nothwendiger ist, weil er dazu bestimmt ist, einmal in der Zukunft der Chef einer großen Oeconomie zu sein.“

Um sich noch ferner zu beruhigen, zog der Feldkämmerer hier und dort Nachrichten über die Geschäftsverbindungen und die pecuniaire Lage des Banquiers ein. Diese wurden als im höchsten Grade zuverlässig und bombenfest betrachtet: man schätzte sich glücklich, wenn man sein Geld bei dem Manne anbringen konnte.

Allein wir kehren zu unserem jungen Paare zurück.

Schon seit Mittag, als Victorine sich nach einer Mahlzeit unter vier Augen von ihrem Manne trennte, war sie mit ihrem Anzuge für die Gesellschaft beschäftigt gewesen, in welcher sie des Abends erscheinen sollte. Es war jedoch nicht möglich, die Toilette länger als bis sechs Uhr auszudehnen — und noch blieben also immer fünf Viertelstunden übrig, bis man in die Gesellschaft fahren konnte.

Was sollte nun wohl Victorine während dieser fünf Viertelstunden unternehmen?

Anfänglich begnügte sie sich damit, in den Spiegeln des großen Saales die Figur zu beschauen, auf welche sie vor dem Spiegel ihres Boudoirs den ganzen Nachmittag vergeudet hatte.

Aber ach, hier wurde sie nicht zufriedener, als vorher, denn unglücklicher Weise war sie nie mit sich selbst zufrieden.

Sie hatte zehn Mal so viel Staat und Putz herbeigerufen, als sie wollte, denn ihrem Geschmacke nach liebte sie durchaus nicht den Putz. Dieses ungeachtet befestigte sie nun noch ferner ein Armband um den linken Arm — der dazu ausersehen war, die ganze Last des Reichthums zu tragen — und gleichfalls eine Perlenschnur um den rechten Arm, hinsichtlich welchen sie sich doch vorgenommen hatte, ohne jedweden Schmuck

zu erscheinen. Das arme Geschöpf empfand dunkel das Bedürfniß, zu behagen.

„Schmücke Dich, wie einer reichen Frau geziemt!“ hatte die Mutter ihr gesagt. „Er wird es ganz gerne sehen, daß Du alle Andern überstrahlst, und Du bedarfst eines Ersatzes für seine langweilige Laune.“

Allein plötzlich kam Victorinen ein Gedanke und zwar von der Art, daß sie erfreut das Halsband dahinwarf, welches sie bereits mehrere Male umgelegt und wieder abgelös't hatte.

„Ich kann ja zu ihm hineingehen und ihm sagen, wie viel die Uhr ist,“ dachte sie. „Das wird er doch wohl nicht übel nehmen können?“ fügte sie zweifelnd und mit einem Erröthen hinzu, welches sie jedoch selbst nicht gewahr wurde.

Seitdem Victorine, als sie noch Braut war, die ganze Wohnung besehen hatte, war sie nie wieder in dem sogenannten Arbeitszimmer ihres Mannes gewesen.

Zu Folge jenes Gedankens näherte sie sich jedoch jetzt diesem Zimmer, welches auf der andern Seite des Corridors lag.

Sie glaubte, daß ein Unternehmen, wie sie es jetzt im Sinne habe, nichts Unpassendes enthielt, ihre Mutter ging ja sehr oft zu ihrem Vater ein, aber dieser sagte allerdings dann und wann: „beste Helene Sophie, darf ich ein paar Worte mit Dir reden?“ Wilhelm

hatte jedoch noch nie, nicht einmal einen halben derartigen Wunsch geäußert. Deshalb . . .

Vor der Thür angelangt, blieb die junge Frau stehen. Und indem sie ihr Kleid in der Hand zusammengriff, lauschte sie vorsichtig und sprach leise vor sich hin:

„Soll ich ohne Weiteres hineinzutreten wagen... oder soll ich erst anklopfen?“

Sie entschloß sich zu der erstern Alternative; aber indem sie den Griff der Thüre erfaßte, fuhr sie unwillkürlich zusammen — sie fühlte, daß sie sehr dreist gewesen sei.

Wahrscheinlich wäre sie auch sofort zurückgetreten, wenn nicht gerade einer der Dienstboten im Corridor erschienen wäre.

Im Gefühl des neuen Schreckens, in dieser sonderbaren Lage gesehen zu werden, stürzte sie fast blindlings in das Zimmer ihres Mannes ein.

Allein erst, als sie dort Wilhelm zwar erstaunt, aber doch sehr apathisch sich vom Sopha erheben sah, wo er mit halbgeschlossenen Augen eine Cigarre schmauchte, erst, als sie gewahr wurde, wie er, von dem Licht und dem strahlenden Schmuck des Arms, den sie gegen ihn hervorstreckte, geblendet, die Hand vors Auge hielt — kam sie so weit, daß sie die Aeußerung that:

„Erschrakst Du vielleicht?“

Ein mitleidsvolles, wir müssen es sagen, fast ver=

ächtliches Lächeln spielte um die Lippen des jungen Ehemannes, als er einen langen Blick auf die Erscheinung seiner Gattin richtete.

Noch nie hatte er sie so vollständig geschmacklos gesehen.

„Weshalb putzst Du Dich so aus?“ sprach er in einem Tone, der viel strenger war, als er eigentlich sein sollte.

Denn er hatte die bequeme Rolle gewählt, sich zum Grundsatz zu machen, daß es eine Unmöglichkeit sei, auf sie einen Einfluß zu gewinnen.

Victorinens Antwort berührte jedoch ziemlich unsanft seine selbstische Gleichgiltigkeit.

„Ich langweilte mich,“ sagte sie; „ich wußte nicht, womit ich mich bis zum Abend beschäftigen sollte . . . deshalb habe ich mich so geputzt.“

„Lege wenigstens die Hälfte davon ab, wenn Du mir einen Gefallen thun willst.“

„Ich danke ergebenst.“

Sie begann nun die eine Nadel, das eine Armband, den einen Schmuck nach dem andern abzulösen.

„Was meintest Du mit Deiner Danksagung?“ frug Wilhelm, der noch immer auf dem Sopha lag und von dort aus die Bewegungen seiner Frau beobachtete.

„Was ich damit meinte? — Ich wollte Dir nur danken, daß Du Dich um mich kümmertest. Willst

Du, daß ich Alles abnehmen soll ... auch den Schmuck, den ich auf dem Kopfe trage?“

„Der ist wirklich sehr geschmacklos!“ antwortete er in einem mildern Tone. „Allein Du würdest diesen Luxus zu sehr vermissen.“

„Nein, der ist mir nur lästig.“

„Weshalb brauchst Du denn alle diese Schmucksachen?“

„Ich weiß es nicht. Mama und Papa haben mir so viele dergleichen Sachen geschenkt ... und andere Frauen tragen ja auch solche Schmucksachen.“

„Aber sage mir, Victorine, hast Du nie daran gedacht, wie es Dich kleidet, wenn Du so überladen bist?“

„Nein, daran habe ich nie gedacht ... Aber die Uhr ist halb sieben — willst Du nicht bald anfangen, Dich zu ...“

„Diese dummen Soupers langweilen mich zu Tode. Allein Du kannst nun einmal nur in solcher Weise leben, ich muß also mit. — Armes Kind, Du hast Dich verheirathet, um einen Mann zu haben, der Dich herumführen kann.“

„Ah so ... also deshalb habe ich mich verheirathet, und Du denn?“ frug sie zweifelnd.

„Es lohnt der Mühe nicht, über diesen Gegenstand zu reden. Sage mir lieber, ob Du denn gar keinen Geschmack für irgend etwas Anderes, als Soupers und Komödien hast?“

„Ah . . .“

„Als wir uns heute Mittag trennten, nahmst Du, glaube ich, einen französischen Roman zur Hand.“

„Ja, aber ich habe so viel von der Sprache vergessen, daß ich das Wörterbuch nicht entbehren kann.“

„Nun, dann konntest Du ja das Wörterbuch gebrauchen.“ . . . .

. . „Ich hatte es nicht bei der Hand.“ . . . . .

„Und Du ließest lieber das Lesen sein, als daß Du das Buch aufsuchtest?“

„Ich schlief ein Stündchen.“

„Superb — und als Du erwachtest, begannst Du, Dich anzuziehen: das war viel angenehmer, als zu lesen?“

„Ja, weil ich das Buch nicht verstand.“

„Nimm deshalb morgen ein schwedisches Buch, dann brauchst Du das Wörterbuch nicht.“

„Mama hat gesagt, ich thäte am besten, nur französische, deutsche und englische Bücher zu lesen.“

„Deutsche und englische Bücher lies't Du also ohne Wörterbuch?“

„Nein, Gott bewahre, da brauche ich erst gerade das Wörterbuch . . . Aber jetzt wird es wohl am besten sein, daß ich mich wieder empfehle. Du hast doch meinen Besuch nicht übel genommen?“

„Gott bewahre — aber ein anderes Mal brauchst

Du mich nicht persönlich davon zu benachrichtigen, wie viel die Uhr ist.“

Als die Frau die Thüre hinter sich geschlossen hatte, drückte das Antlitz des Mannes ein Gemisch von Widerwillen und Kummer aus. „Arme Thörin!“ brummte er, „was wird wohl aus ihr werden, und aus mir?“ . . . .

Er sank wieder aufs Sopha zurück und wachte erst auf, als die Uhr achte schlug.

Unterdessen saß Victorine geduldig in all' ihrem Staat und wartete.

4.

Briefwechsel.

Der Notarius Wilhelm Reiner an Magister Freidling.

Den 15. Novbr. 1836.

„Thu' mir die Freude, bester Gustav, und belästige mich nicht mit solchen langen Briefen!

„Ich halte es nicht aus, die Hälfte durchzulesen, und die Hälfte, die ich lese, versetzt mich in eine Laune, derjenigen ähnlich, in welcher man sich gewöhnlich befindet, wenn man des Sommers im grünen Grase schlafen will und die Mücken einen nicht zufrieden lassen.

„Sage mir übrigens, was nützen wohl diese geistigen Mückenstiche?

„Glaubst Du, daß Du eine Krankheit kuriren kannst, an der ich gelitten habe, seitdem ich auf die

Welt kam — doch es gab eine Zeit, die ich hiervon ausnehme.

„Ich bin ein nichtsnutziges Wesen — gut! Ich werde ein vollständiger Idiot werden . . . gut! Habe ich mich nicht verheirathet, damit ich in Ruh und Frieden beides werden kann?

„Ich sterbe vor . . . vor langer Weile. Da hast Du den ganzen Inhalt meines verblaßten Lebens!

„Und doch schaudert es mir bei der geringsten Unterbrechung, die mich aus einem Leben verdrängen könnte, das mir zur zweiten Natur geworden ist.

„Außerdem scheint es mir, als verschlechterten sich meine Augen immer mehr und mehr — ich sehe mit Resignation der Zeit entgegen, wo ich vielleicht nicht mehr werde lesen können.

„Du bist gar zu einfältig mit Deiner Moral in Betreff der Nachlässigkeit, mit welcher ich Geldgeschäfte besorge.

„Was sind das für Geldgeschäfte? Noch hat mir mein Schwiegervater nicht mehr denn tausend lumpige Thaler zugestellt, die ich wiederum seiner Tochter gegeben habe, nachdem ich nur die Zahlung einiger Kisten Cigarren davon abzog. Wenn ich mich aber nicht irre, sind diese tausend Thaler längst über alle Berge.

„Wir werden es abwarten, wer eigentlich unsere Haushaltung zu bestreiten hat.

„Mein Schwiegervater zeigt mir eine Miene, wenn ich mitunter Zeit habe ihn anzusehen, die mir sehr sonderbar vorkommt. Glücklicher Weise hat er im Voraus eingesehen, daß er einen Taugenichts zum Schwiegersohn erhielt. Ich denke mir, er ist so klug gewesen, sich darauf einzurichten und ich erwarte bald von den brillanten Geschäften benachrichtigt zu werden, die er durch Hilfe der zurückbehaltenen Mitgift erzielt haben wird.

„Victorine ist und bleibt dieselbe, immer dieselbe: gleich zuvorkommend und gleich einfältig.

„Wenn ich nicht von Natur so organisirt wäre, daß ich meinen einzigen Genuß in dem Müssiggang und der langen Weile fände, ich müßte jedenfalls jetzt dahinter kommen, daß diese beiden Dinge die wesentlichsten Quellen sind, aus denen ich zu schöpfen vermag.

„Die lange Weile ist mein hauptsächlichster Luxus und ich genieße dieselbe con amore.

„Apropos, in Betreff meiner Frau: gestern fand ich sie in einem Buche lesend, in welchem ich, als sie einen Augenblick das Zimmer verließ, ein wenig blätterte.

„Ich erinnere mich in diesem Augenblicke nicht

mehr an den Titel, allein der Inhalt besprach die Kunst zu behagen und gab eine Menge unschuldige Anweisungen auf kleine Koketterien nebst einer Auseinandersetzung der übrigen Pflichten einer Frau.

„Arme Victorine — die Absicht ist gut, allein die Natur hat Dir Alles entzogen, wodurch Du diese Kunst mit irgend einem Erfolge betreiben könntest.

„Leb wohl, mein bester Gustav! Wenn ich überhaupt Sehnsucht empfinden könnte, ich würde sagen, ich sehnte mich nach einem Gespräche mit Dir.

„Dieser lange Brief gilt für wenigstens drei Monate. Dein

Wilhelm.“

Victorine an ihre Freundin Louise.

Den 10. Decbr. 1836.

„Liebe Freundin!

„Ich hätte gewiß eher geschrieben, wie ich Dir versprach, als Du nach Hause reis'test; allein es ist so ungeheuer langweilig, zu schreiben.

„Nachdem der lange Besuch zu Ende war, den Du bei uns abstattetest, ist hier durch Deine Abreise eine große Leere entstanden; da Du Dich aber besser in Deinem kleinen Städtchen amüsirst, so bleibe nur dort!

„Ach, wie schön wäre es, wenn es keine Langweile gäbe!

„Während der letzten Wochen hat man uns nirgends eingeladen und die Gesellschaften werden wohl erst mit dem Winter wieder ihren Anfang nehmen.

„Ich bin gerade keine ungeheuer große Freundin von Gesellschaften, aber sie gefallen mir doch ganz gut. Wenn wir anderswo sind, kommt Wilhelm mitunter auf mich zu und fragt mich über dies und jenes — wenn wir zu Hause sind, fragt er mich um gar nichts.

„Wir haben nur ein einziges längeres Gespräch gehabt und zwar eines Abends, an welchem ich zu ihm in sein Zimmer ging.

„Ich weiß indessen, daß er mich lieb hat, denn er gab mir beinahe tausend Thaler auf einmal als Wirthschaftsgeld.

„Er bezieht gewiß ungeheuer viel Geld von seinem Vater; allein jetzt bin ich in Verlegenheit, denn Mama hat ganz im Geheimen eine kleine Anleihe bei mir gemacht und die Haushälterin sagt mir alle Tage, wie ungeheuer viel darauf geht und wieviel unsere Haushaltung kostet.

„Mitunter erhalte ich eine kleine Summe vom Papa; das ist aber so wenig, daß ich damit nicht reiche, und ich habe den Muth nicht, Wilhelm um Geld anzugehen; wenn ich aber erst besser mit ihm bekannt sein werde, muß ich es doch einmal thun.

„Beste Louise! Von Hedwig B. habe ich ein Buch geliehen, das mir den Kopf ganz kraus macht. Ich sage Dir nichts über den Inhalt des Buches, aber ich denke es auswendig zu lernen.

„Ach, beste Louise, ich weiß nicht, wie ich Deine Frage, ob ich glücklich in meiner Ehe bin, beantworten soll.

„Vielleicht sind alle Ehen, wenigstens im Hause, ganz wie die meinige.

„Allein letzthin sah ich doch den jungen L. am Fenster mit seiner Frau sitzen. Sie wußten nicht, daß ich sie beobachtete, und sie liebkos'ten einander so freundlich, und sie sind doch viel länger verheirathet gewesen, als ich und Wilhelm.

„Mama sagt mir immer, daß ich fröhlich sein soll und singen. Allein Wilhelm sagte einmal, daß ich die großen Arien falsch sänge, und als ich einen anderen Tag recht fröhlich und ausgelassen zu sein versuchte, mußte ich zuletzt weinen, denn Wilhelm gähnte . . . und er ist gar zu langweilig, wenn er gähnt.

„Leb wohl, beste Louise! Denke mitunter an

Deine

Victorine."

„P. S. Alle Menschen behaupten, daß ich ganz außerordentlich glücklich und beneidenswerth bin. Meine

Schwiegermutter schenkte mir zu meinem achtzehnjährigen Geburtstage ein paar neue, sehr theure antike Armbänder und mein Schwiegervater eine Zeichnung eines allerliebsten Pavillons, den er nächsten Sommer, mir zu Ehren, erbauen lassen wird.“

5.

Fernerer Briefwechsel.

Feldkämmerer Reiner an seinen Sohn.

Tidanäs, den 12. Jan. 1837.

„Bist Du denn ganz von Sinnen, mein lieber Wilhelm! Was kannst Du denn mehr verlangen, als was ich gethan habe! Wer hat diese schöne, reiche Partie für Dich eingeleitet, wenn nicht gerade ich — wer hat das Alles arrangirt? Wenn Du nun nicht selbst thätig sein wirst, dann bist Du wahrhaftig nicht des Glücks werth, zu dem man Dir verholfen hat.

„Außerdem, wenn ich es auch wollte — d. h. wenn es nöthig wäre — woher sollte ich die Mittel nehmen? Was glaubst Du, daß diese ganze Geschichte mir, inclusive Gesellschaften, Reisen und Geschenke . . . anderer Geschenke an aufdringliche Creditoren nicht zu rechnen . . . gekostet hat? O, vielmehr als Du Dir einfallen läßt.

„Ich habe Dich bis jetzt in der Ueberzeugung gelassen, daß es mit meinen Affairen gut stehe; aber nun muß ich Dir ebensogut sogleich, wie später rundheraus sagen, daß die eingeschlossenen dreihundert Thaler Banco die letzten sind, die ich Dir übersenden kann, denn unglücklicher Weise, mein lieber Sohn, steht es mit meinen Affairen nicht allein schlecht, sondern ich bin so gut wie ruinirt.

„Ich habe kaum noch das Eigenthumsrecht zu dem fünften Theile des Gutes Tidanäs — welches wahrscheinlich künftigen Herbst verkauft werden wird — und für diesen fünften Theil sind obendrein Brunsberg und Samby hypothekarisch belastet.

„Diese Güter werden also zuerst über die Klinge springen müssen, später wird es Tidanäs nicht besser ergehen.

„Mir steht darauf weiter nichts offen, als vielleicht die Erpachtung irgend eines größeren Bauerngutes. Dies ist allerdings ein harter Stoß, aber man muß sich aufrecht erhalten, so wenig als möglich an den früheren Glanz denken.

„Was Eure Einrichtung auf Brunsberg künftigen Sommer betrifft, dann ziehe nur immer auf einige Monate dort ein, wenn es Dir gefällt; allein ich bin auf Ehre und Gewissen nicht im Stande, irgend ein Arrangement für Eure Bequemlichkeit dort zu bewerkstelligen.

„Jedoch, mir scheint, Du brauchst Dir dies Alles nicht — Deiner Theilnahme für mich unbeschadet — besonders zu Herzen zu nehmen, denn wahrscheinlich wird Dein Schwiegervater jetzt schon gute Geschäfte mit den funfzigtausend Thalern gemacht haben, die er als Mitgift seiner Tochter Dir bestimmt hatte.

„Sage Du ihm nur, daß Du jetzt selbst die Leitung Deiner Geldangelegenheiten zu übernehmen wünschest; er ist ein Ehrenmann. Und wenn dies darauf geschieht, dann vergiß nicht meine oft wiederholte Ermahnung, immer klug und berechnend zu sein.

„Wenn Du meine besonderen Rathschläge in dieser Angelegenheit wünschen solltest, dann schreibe mir und Du wirst immer die zuverlässigsten erhalten von

Deinem Dir ergebenen Vater
Lorenz Reimer."

„P. S. Deine Mutter wird besonders schreiben. Sie ist beinahe halb wahnsinnig vor Kummer, daß wir zum Herbst von Tidanás abziehen müssen, welches jedoch, wie es sich von selbst versteht, bis auf Weiteres ein tiefes Geheimniß verbleiben muß."

Der Banquier Clas H. an seine Tochter.

„Meine beste Victorine!

„Aus Deinem kleinen Billet ersehe ich mit besonderem Vergnügen, daß Du, wie es einer geschickten Gattin geziemt, auch Deiner Häuslichkeit einige Gedanken opferst.

„Allein, mein liebes, gutes Kind, ich habe dabei doch eine ganz kleine Bemerkung zu machen:

„Es ist nämlich an den Mann und nicht an den Vater, an welchen eine verheirathete Frau sich zu wenden hat.

„Gott Lob, meine geliebte Tochter, daß es uns glückte, eine solche Partie für Dich ausfindig zu machen, daß Du nur in einen augenblicklichen Kummer oder richtiger gesagt, in eine augenblickliche Verlegenheit versetzt sein kannst, denn eine solche Kleinigkeit kann kein Kummer genannt werden.“

„Anbeiliegende zweihundert Thaler werden Dich wahrscheinlich aus Deiner Verlegenheit reißen.

„Aber, mein süßes Kind, Du darfst mich jetzt nicht mehr mit Geldangelegenheiten beschweren, denn im Laufe dieses Winters fühle ich mich etwas genirt in Betreff meiner pecuniairen Lage.

„Du wirst dies nicht verstehen können, mein gutes Kind, wende Dich jedoch mit Vertrauen an Deinen Mann — er braucht nur an seinen Vater zu schreiben.

„Zum Frühjahr erwartet man Euch auf Tidanäs, woselbst Deine liebenswürdigen Schwiegerältern Dir gewiß alle mögliche Freude bereiten werden. Auf Eurem eigenen Landsitze hoffe ich, daß Du später durch einen Besuch Deiner Eltern überrascht werden wirst.

„Mit väterlicher Liebe

Clas H."

6.

Die Ueberraschung.

Wir befinden uns in der letzten Hälfte des Januars.

Eine klare Wintersonne warf ihre Strahlen auf den eleganten Frühstücktisch im Speisezimmer unserer Neuvermählten, und dieselbe freundliche Sonne beleuchtete ebenfalls die beiden stummen Personen, die Platz an dieser Tafel ergriffen hatten.

Victorine, die in „ihrem Buche“ gelesen hatte, daß eine Frau keine Aufmerksamkeiten auf ihren Mann vergeuden darf, wenn er dieselbe nicht zu beachten scheint, hatte nun, Alles in der Absicht, ihrem Mann zu gefallen, eine andere Methode angenommen.

Nunmehr sprach sie so selten, daß man zu glauben versucht war, sie sei stumm. Sie kleidete sich auch lange nicht so prachtvoll, als früher, und überlud sich nicht mehr, wie im Anfang ihrer Ehe.

Sie war auf den Gedanken gerathen, immer in einem einfachen weißen Kleide zu erscheinen.

Allein diese weiße, luftige Toilette inmitten des frostigen Winters, eine Toilette, die außerdem einen nicht glücklichen Contrast zu den etwas spitzen Schultern und etwas fahlem Teint bildete, machte sie noch weniger anmuthig, als sonst.

Was das Schweigen betrifft, glückte es ihr durchaus nicht besser, denn leider verstand Victorine noch nicht die Kunst, mit Grazie zu schweigen.

Sie sah — obgleich es durchaus nicht ihre Absicht war, — nur zornig und verdrießlich aus, und Wilhelm glaubte — vielleicht flüsterte ihm dies sein böses Gewissen ins Ohr, — daß ihr billiges Mißvergnügen mit ihm nun endlich diesen Charakter angenommen habe.

Ihm wäre es nie und nimmer eingefallen, daß seine Frau gerade jetzt damit beschäftigt sei, ihn in ihrer Art und Weise zu fangen.

Wir wollen nicht gerade behaupten, daß Victorine in ihren Mann verliebt sei, allein sie wußte, daß es anders sein könne und sein müsse, und sie empfand ein dunkles, unklares Bedürfniß, es dahin zu bringen. An diesem Tage jedoch hatte sie sich vorgenommen, ihr Schweigen zu brechen.

Sie brauchte Geld, um ihre Krämerrechnungen zu bezahlen.

Denn, nachdem sie verheirathet geworden, hatte sie

ihre alten Gewohnheiten nicht aufgegeben und nahm jetzt, wie früher, Alles auf Rechnung in den Läden und Boutiquen, wo sie als Mädchen gehandelt hatte; und sie nahm Alles, was sie brauchte und woran sie Gefallen fand.

Auch Wilhelm hatte seinerseits eingesehen, daß es nothwendig sei, dieses müßige, nichtsnutzige Leben zu unterbrechen und wenigstens auf ein Stündchen den Geschäften obzuliegen.

Er beabsichtigte, seiner Frau den Auftrag zu geben, bei seinem Schwiegervater nachzufragen, wann es diesem gefällig sei, den Gewinn auszuzahlen, den er ja jedenfalls durch das oftgenannte Capital erzielt haben würde.

„Ich dachte Dich zu fragen,“.... begann endlich die Frau.

„Ich wollte Dir gerade sagen, meine Freundin,“ .... begann der Mann.

Indem man aber nach einem so langen Schweigen zufälliger Weise in demselben Augenblick das Wort ergriff, verstummte man plötzlich auf's Neue, der Eine um den Andern anzuhören.

„Nun, fahre fort, mein Kind!“

„Nein, ich möchte erst hören, was Du zu sagen hast, Wilhelm!“

Allein es wurde nicht fortgefahren, denn in demselben Augenblick trat das Kammermädchen mit einem großen Paquet Rechnungen ein.

„Was giebt es da?“ frug Wilhelm, indem er mechanisch nach den Papieren griff.

„Von Herrn W.“

„Herr W...., wer ist das?“

„Der Meubleshändler.“

„Der Meubleshändler?“

„Ja!“

„Was habe ich mit ihm zu thun?“

Während Wilhelm sprach, blätterte er die Rechnungen durch und fand nun ein ganz vollständiges Verzeichniß seines ganzen Ameublements.

Ein Ameublement für sechs Zimmer — alles unbezahlt!

„Das wird ein Irrthum sein. Sage dem Boten, daß er die Rechnungen an meinen Schwiegervater abgiebt!“

„Der Bote sagte, er sei ganz richtig gegangen.“

Noch einmal durchblätterte Wilhelm die Rechnungen und fand ganz richtig seinen Namen auf allen verzeichnet.

Gar zu phlegmatisch, um zu erstaunen, noch weniger aufgeregt zu werden, und mit dem Gedanken, daß es immerhin nur ein Irrthum sein müsse, äußerte er darauf nur das einzige Wort:

„Schön!“

Die Kammerjungfer entfernte sich.

Wilhelm befand sich bereits auf dem besten Wege, die ganze Sache zu vergessen. — Victorine hatte nicht einmal gefragt, um was es sich handle, als man wieder auf's Neue unterbrochen wurde.

Dieses Mal war es ein Billet von der Schwiegermutter Frau H. an ihren Schwiegersohn.

Zum zweiten Male Messer und Gabel aus der Hand legend, entfaltete Wilhelm mit gewöhnlicher Ruhe den Brief seiner Schwiegermutter.

Er begann zu lesen.

Allein dieser Brief mußte etwas sehr Bemerkenswerthes enthalten, denn kaum hatte er ihn durchflogen, als er ihn auf den Tisch legte, einen Blick voll des Zorns auf seine Frau warf, so, daß dieser beinahe die Kaffeetasse vor Schrecken aus der Hand gefallen wäre.

„Was schreibt denn Mama?“ frug sie zitternd.

„Weißt Du das nicht?“

„Ich weiß von nichts.“

„Ist das gewiß?“

Er warf einen forschenden, durchdringenden Blick auf sie.

„Gewiß, wie ich Dir sage.“

Der Ton, in welchem diese Antwort gegeben wurde, war ganz und gar überzeugend.

„Wohlan denn, da .... lies selbst!“

Victorine las wie folgt:

„Mein lieber Schwiegersohn!

„Mein Mann hat mir aufgetragen, Dir eine Sache auseinanderzusetzen, bei welcher er selbst sich zu schmerzhaft berührt fühlen würde.

„Mit Bezug hierauf hatte ich erst die Absicht, Euch heute Vormittag einen Besuch abzustatten. Allein durch den Gedanken beunruhigt, daß eine mündliche Auseinandersetzung irgend eine Unannehmlichkeit hervorrufen könne — gewisse Dinge erheischen einen ungeheuern Aufwand von Takt — habe ich zu schreiben vorgezogen.

„Es ist in der That beiderseits beruhigender, wenn wir schriftlich miteinander verhandeln.

„Du weißt, mein guter Wilhelm, daß Dein Vater mit seiner gewöhnlichen ausgezeichneten Liberalität fortwährend dagegen ankämpfte, daß mein Mann seinen Wunsch ausführe und allein die Einrichtung Eurer Wohnung besorgte. Was mich betrifft, ich habe auch nie eine Sekunde daran gezweifelt, daß es nicht seine Absicht sei, mit uns gemeinschaftlich die Kosten Eurer ersten Einrichtung zu tragen.

„Wir liebten indeß Victorine zu sehr, als daß wir nicht jene bedeutende Ausgabe selbst bestreiten möchten.

„Ja, mein Freund, das war in der That unsere Absicht. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt!

„Ich komme jetzt zu dem schmerzlichsten Punkte.

„Das Fallissement zweier größerer Häuser im Ver-

lauf des vergangenen Herbstes hat dem Geschäfte meines lieben Mannes einen so gewaltsamen Stoß beigebracht, daß — ja es muß heraus, mein Freund — daß ich fürchte, daß nicht allein Deine Mitgift, sondern auch Alles verloren ist.

„Ich wage nicht weiter in die Zukunft zu denken; dunkle Wolken bedecken meinen Horizont und meine Augen umfloren sich.

„Bei diesen entsetzlichen Umständen, und da es jedenfalls unnütz wäre, wenn Du mit Deinem Schwiegervater reden wolltest — er befindet sich überhaupt in einer Stimmung, daß ich in der That um ihn zittere, — habe ich nur einen einzigen Rath Dir zu ertheilen, allein es ist ein vernünftiger Rath und zugleich der einzige, den Du zu befolgen haben wirst.

„Schreibe Du an Deinen lieben, vortrefflichen Vater! unterdessen muß der Meubleshändler, sowie die übrigen Gläubiger warten, — denn Dir werden wahrscheinlich die Rechnungen für Alles eingehändigt werden.

„Im Ganzen genommen wird es demnach mit Bezug auf diese Angelegenheit im schlimmsten Falle nur nach dem Wunsch Deines Vaters gehen. Er wird nun selbst für Eure Einrichtung Sorge tragen müssen, und nicht allein sein zärtliches, rechtschaffenes Herz, sondern auch das Deinige wird zu edel sein, um uns ein Unglück zur Last zu legen, dem wir mit dem besten Willen nicht zuvorkommen können.

„Ich will nicht von meinem eignen Schmerz und meinen Leiden reden.

„Sei es genug, wenn ich hier Euch sage, daß es meine Kräfte übersteigen würde, wenn ich nicht wüßte, daß meine Kinder Alles aufbieten werden, um meinen Schmerz zu lindern.

„In diesem Augenblick der Prüfung danke ich Gott, daß meiner Tochter ein Gatte geworden, der sich nicht des Geldes wegen verheirathete und es auch nicht nöthig hatte.

„Beruhige um Gottes willen meine süße Victorine und sei ihr immer eine liebe, würdige Stütze — darum bittet Deine tiefbetrübte, aber Dir immer ergebene Schwiegermutter Helene H."

Während Victorine diesen Brief las, erblaßten allmälig ihre Wangen.

Sobald sie zu Ende war, erhob sie sich mit einer ihr sonst ungewöhnlichen Heftigkeit, klingelte und forderte ihren Hut und Mantel.

An Wilhelm sprach sie kein Wort.

Allein jetzt fiel es Wilhelm ein, sich zu äußern:

„Du beabsichtigst, zu Deinen Eltern zu gehen?"

„Gewiß! ich will zu meiner Mutter — Du hast ja selbst gelesen, daß sie leidet, sie wird vielleicht arm."

„Und wir dann!"

„Wir?"

„Ja, gerade wir sind auf den Sand gerathen."

Victorine starrte ihren Mann an.

„Nun allerdings! All diesen Luxus müssen die verschiedenen Eigenthümer wieder zurücknehmen. Ich habe nichts, ich kann ihn nicht bezahlen. Und da es nun scheint, als haben wir uns gegenseitig verrechnet, was uns wenigstens der Unannehmlichkeit, einander Vorwürfe zu machen, überhebt, so sehe ich nicht ein, daß wir mehr, denn einen einzigen vernünftigen Entschluß fassen können, aber derselbe stimmt allerdings nicht mit dem Vorschlag Deiner Mutter überein."

„Weshalb muß denn sogleich ein Entschluß gefaßt werden?"

„Weil es nothwendig ist, weil wir nicht von nichts leben können und endlich, weil dieser Entschluß doch in einigen Monaten gefaßt werden muß, und wir ihn also ebensogut sofort aussprechen können."

„Worin besteht denn dieser Entschluß?"

„Es schmerzt mich, Dir es sagen zu müssen, denn allerdings zeigt es eine Undelikatesse meinerseits. Allein, wie gleichmüthig auch mein Charakter sein mag, wie gleichgiltig mir auch Geld und Geldeswerth ist, muß ich doch darauf bestehen, daß für uns das Geld eine wirkliche Nothwendigkeit ist."

„Allein was meinst Du?"

„Ich meine ganz einfach, daß, weil es nun einmal so gekommen ist, Du ohne Zweifel am klügsten handelst, wenn Du ...."

„Wenn ich?“

„.... wenn Du wieder zu Deinen Eltern ziehst, wogegen ich Stockholm verlassen werde und mich irgendwo niederlasse, wo es mir gefällt. Ich habe wenige Bedürfnisse.“

„Aber,“ antwortete Victorine mit einer einfachen, man könnte sagen, liebenswürdigen Naivetät, „ich bin ja Dein Weib — wie kann ich denn von Dir ziehen?“

„O, meine liebe Victorine, das läßt sich wohl ausführen, wenn man in einer solchen Ehe lebt, wie wir.“

„Wie ist denn unsere Ehe?“

„Wie sie ist — fühlst Du das nicht selbst, armes Kind? Sie ist kalt, wie ein frostiger Wintertag.“

Das junge Weib blickte ihren Gatten an und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen.

Sie that nur eine einzige Frage; sie frug:

„Wer trägt die Schuld?“

„Keiner von uns, glaube ich.“

„Oder wir Beide!“ stammelte sie. „Ich .... ich wollte doch.“

„Ich glaube es Dir. Allein es ist selbst mit den besten Vorsätzen nicht möglich, ohne Geld zu leben, und deshalb thust Du am klügsten, den Ausweg zu ergreifen, den ich Dir vorschlage.“

„Wenn das wirklich Dein Ernst wäre ....“

„Ja, Gott ist mein Zeuge, daß es mein Ernst ist.“

„Nun, wenn das der Fall ist —“ Victorine zö-

gerte fast bei jedem Worte, als müsse sie recht gründlich überlegen — „dann thut es mir sehr leid, denn ich will nicht nach Hause ziehen.“

„Aber begreifst Du denn nicht: Du glaubst, daß mein Vater reich ist.“

„Darum kümmere ich mich nicht.“

„Er ist bankerot wie der Deinige.“

„Ah!“

„Wir sind die Opfer eigennütziger Berechnung gewesen — weiter nichts.“

„Ja, ja, es ist doch etwas Weiteres,“ erwiederte Victorine mit einer Entschlossenheit und Bestimmtheit, die sonst ganz außerhalb ihres Charakters lag. „Ich bin Deine Frau, und ich ziehe nicht von Dir!“

7.

Victorine von einer andern Seite bedroht.

Die Entschlossenheit, welche die junge Frau in ihrer kritischen Lage gezeigt hatte, machte, daß ihr Mann sie zum erstenmale mit einem Gefühl von Achtung betrachtete.

Er schämte sich aufrichtig, es so weit getrieben zu haben, daß sie sich gegen ihn — ihren natürlichen Schutz — hatte vertheidigen müssen, und der Beweis, den sie ihm zu gleicher Zeit auf ihr Gefühl gab, rührte ihn.

Allein, trotz dieser Gefühle, was sollte er thun?

Ja, was hatte er ihr Anderes zu bieten, als ein Loos, welches zu tragen sie weder Kraft noch Muth besäße.

Während solche Betrachtungen den Mann beschäftigten, hatte die Frau ihren Hut aufgesetzt.

Und, möge es nun die Unruhe, der Zorn, oder die Furcht gewesen sein, die ihre Wangen mit Purpur bedeckten, und ihr Blut in Wallung brachte, genug: ihre Bewegungen erhielten in demselben Grade eine größere Lebhaftigkeit, wie ihr Antlitz Farbe und Ausdruck bekam.

In diesem Augenblick war Victorine eine ganz andere geworden.

Der Geist war in Thätigkeit gebracht worden, und diese geistige Thätigkeit machte sie sogar schön.

Als sie mit ihrer Toilette fertig war, grüßte sie ihren Mann weniger steif, als gewöhnlich, und ging schnellen Schrittes auf die Thüre zu.

Ein eignes Gefühl machte sich nun bei Wilhelm geltend.

„Reiche mir Deine Hand!“ sagte er, indem er zum ersten Male eine Art von Zärtlichkeit zur Schau trug. „Es würde mir sehr leid thun, wenn Du den Gedanken hegtest, daß meine vorhergehenden Aeußerungen dem Eigennutz entsprungen seien.“

„Ich glaube nicht, daß es der Fall ist.“

„Nein, bei Gott, einen so niedrigen Gedanken würde ich nie hegen können! Indessen, Victorine . . .“

„Ach, laß das sein, bis ich wieder komme!“ flüsterte das junge Weib mit einer weichen, bittenden Stimme.

Mit einer schnellen, furchtsamen Bewegung zog

sie ihre Hand zurück, nahm ihren Mantel zusammen, und eilte fort . . . . "

Ermattet von diesen ungewöhnlichen Anstrengungen sank unser Held auf einen Stuhl nieder.

Und indem er im Zimmer umherschaute, und einen Blick auf all' die Herrlichkeit warf, die er nun seit vier Monaten als sein immerwährendes Besitzthum betrachtet hatte, brummte er in einem nachlässigen, halb scherzhaften Ton:

„Nichts unter der Sonne hat Bestand, Alles ist vergänglich!"

Der ruhige Mann machte keine Ausfälle, weder gegen seinen Vater, welcher auf seine Lieblingsneigung der Trägheit bauend, ihn zu dieser Partie überredet, noch gegen den Banquier, der für seine Tochter einen reichen Mann hatte angeln wollen. Noch weniger beklagte er sich über Victorine, die ihn nicht verlassen wollte, obgleich er in der That nicht wußte, was er mit ihr „anfangen" sollte. Er ärgerte sich nicht einmal über sich selbst, daß er nicht zu rechter Zeit seiner bessern Ueberzeugung gefolgt, und von einer Heirath zurückgetreten, die nur auf das „Fortune" berechnet sei, welches das Vermögen zu Wege bringt.

Nein, Wilhelm Reiner besaß noch nicht soviel Kraft, daß er sich zu ärgern vermochte.

Er hatte sich ganz durch den Rath erschöpft, den

er seiner Frau gegeben hatte. Wenn sie denselben nicht befolgen wollte — nun, um so schlimmer für sie: sie würde dann immer früh genug erfahren, daß es besser gewesen wäre, wenn sie es gethan hätte.

Einige Mal schien es, als wollte eine Reflection die Nebelwolken durchdringen, in welche unser Notarius sich einwiegte, während die Wolken aus seiner Havanna-Cigarre seine ganze äußere Erscheinung gleichfalls in Nebel hüllten.

Er war nämlich im Begriff, den Hauptursachen der Schlaffheit des dämmernden Seelenzustandes, mit einem Worte der Trägheit nachzuforschen, die ihn seit seiner Kindheit in Bande geschlagen und ihn daran verhindert hatten, mehr als die Hälfte seines eigentlichen Lebens zu genießen, und er war selbst auf dem besten Wege begriffen, diese Ursachen in der bereitwilligen Zuvorkommenheit zu suchen, mit welcher man immer seinen kleinsten Wünschen und Launen entgegengekommen war; — allein bevor er noch diese „Arbeit“ zu Ende gebracht, befiel ihn einer jener schweren Träume, in welchen er sein eigentliches Dasein verlebte.

Und wie waren diese Träume beschaffen?

Sie bestanden in einem milden Halbschlummer, in welchem das Körperliche und Materielle ganz in den Hintergrund traten, der Geist sich auf blauen Wogen, bei dem Säuseln leichter Winde, stark genug, um den Träumer eine angenehme Kühlung zuzuwehen, wiegte,

wo alsdann nur der einzige Wunsch sich geltend machte: er möge nie aus diesem göttlichen Dämmerlicht erwachen!

Jedoch unser junger Taugenichts führte auch manchmal ein anderes Leben, welches keine Annehmlichkeiten, sondern nur Qualen besaß.

Dies war in solchen Perioden der Fall, wenn die Melancholie ihn zu Boden drückte.

Dies war jedoch seit seiner Verheirathung nicht der Fall gewesen, denn seit derselben hatte er ein nur ruhiges, vegetirendes Leben geführt.

Früher aber war er, die Last der ganzen Welt auf seinem Herzen tragend, in den wilden Wäldern bei Tidanás umhergeirrt, und in einem solchen Grade hatten ihn seine geheimen, gewöhnlich eingebildeten Leiden verzehrt, daß er gern zehn Jahre seines Lebens geopfert hätte, um von diesen Qualen befreit zu werden, und in seinen geliebten, vegetirenden Schlummer zurückzusinken.

Man glaube jedoch nicht, daß die Eltern es hier an Bitten, an Drohungen, an Thränen hatten fehlen lassen, oder daß er nicht selbst manchen harten Kampf mit seinem eignen Ich zu bestehen gehabt — allein jene Bemühungen der Eltern hatten keine andere Wirkung gehabt, als ihn ganz und gar zu erschlaffen, und ihn zu langweilen.

Und in einem Anfalle eines solchen Gemisches von

Langeweile, Ermüden, Schlaffheit und Aerger hatte er (nachdem er endlich seinen sieben Jahre langen juristischen Cursus beendigt) den Entschluß gefaßt, sich zu verheirathen, um Frieden zu erhalten.

Allein, wir müssen Victorinen zu ihrer Mutter folgen.

Als sie die prachtvolle Wohnung ihrer Eltern betrat, sagte ihr die Stille und Unthätigkeit, die nun dort überall herrschte, daß hier etwas Ungewöhnliches geschehen sei.

Den Vater traf sie nicht. Er hatte sich in seine eigenen Zimmer eingeschlossen, und empfing Niemand. Die Tochter trat sonach in das Boudoir ihrer Mutter ein.

Frau H. saß an ihrem Schreibbureau. Vor ihr lagen eine Menge unbezahlter Rechnungen.

Als sie Victorinen erblickte, erhob sie sich sofort, und breitete ihre Arme gegen sie aus.

„Mein geliebtes Kind! Dein Mann hat also die Unvorsichtigkeit gehabt, Dir den kleinen Geschäftsbrief zu zeigen, den ich ihm zustellte? Ich gestehe, daß ich mehr Takt von ihm erwartet hätte.“

„Ach, es ist noch schlimmer gekommen!“ sagte Victorine, schluchzend an der Brust ihrer Mutter.

„Schlimmer?“

„Er will ... er hat gesagt ... daß ich ... wieder ... nach Hause ziehen kann.“

„Einen so unwürdigen Vorschlag hat er Dir doch nicht machen können? Es wäre ja eine Beleidigung sondergleichen ... Du hast gewiß falsch gehört, mein geliebter Engel!“

„Nein; er sagte, es sei so am besten und richtigsten, denn nun hätten wir gar nichts zu leben.“

„Ist der Mensch von Sinnen! — und die großen Reichthümer seines Vaters: Tidanás, ein Rittergut, das eine halbe Million werth ist ...“

„Ich verstehe nicht, wie das zusammenhängt, Mama, allein mir war es, als sagte er, die Lage seines Vaters sei gar nicht besser, als die des meinigen, und wir seien Beide geopfert worden.“

Bei diesen Worten erblaßte die Mutter.

„Wenn es möglich wäre, daß wir in einer so niedrigen Weise hintergangen, wenn es möglich wäre, daß man so abscheulich, so ...“

„Liebste, beste Mutter, Du darfst nicht so zornig um Dich schauen — mir wird angst und bange ... Wilhelm sagte übrigens auch, daß wir uns von keiner Seite Vorwürfe zu machen hätten.“

„Ah so, das sagte er, das niedrige Geschöpf, der Leichtsinnige, der Taugenichts, der sich nur in Erwartung Deiner Capitalien mit Dir verheirathet hat, Dich

wieder zurücksenden will, wenn er sich getäuscht findet ... o, ich wollte, ich möchte ...“

„Liebste, beste Mutter, sei nicht so böse, ich verlasse ihn nicht.“

„Ja, ja, Du verläßt ihn gerade, und das heute, augenblicklich! Allerdings sind wir ruinirt, denn ehe die Woche noch um ist, wird Dein Vater seine Zahlungen einstellen müssen; aber Du sollst doch nicht nöthig haben, diesem Menschen zur Last zu fallen.“

„Nein, nein,“ sagte Victorine, ihre Thränen stillend, „ich will bei meinem Manne bleiben!“

„Du, mein kleines Kind, hast noch nie einen eignen Willen gehabt, und jedenfalls darfst Du nicht jetzt ihn zum ersten Male zu Deinem Schaden erhalten. Glaube mir, der Mann, der sich in den Tagen des Glücks so betragen hat, wie der Deine, er wird im Unglücke nur ein Tyrann werden können.“

„Das mag sein, Mama, aber nichtsdestoweniger ...“

„Um Gotteswillen, Du solltest Dich doch nicht in den Taugenichts verliebt haben, der nicht einmal einen Blick für Dich hat?“

„Verliebt — das glaube ich nicht ... Er ist zwar ganz liebenswürdig, scheint mir, aber er ist wiederum so langweilig.“

„Und diese ewige lange Weile ist so amüsant, daß Du Dich nicht davon zu trennen vermagst?“

„Ja, da ist wirklich etwas so Amüsantes, in dieser langen Weile: ich denke immer, es wird schon besser werden.“

Die Mutter versank in tiefe Gedanken. Die letzte Aeußerung Victorine's hatte sie ganz und gar überhört. Ihr war ein neuer Gedanke gekommen.

Sollte es möglich sein, daß Wilhelm zu dieser Unwahrheit — schlechte Lage . . . Bankerott — seine Zuflucht genommen, um dadurch sich seiner Frau zu entledigen, die er augenscheinlich ungern sieht?

„Aha!“ dachte die würdige Dame, „man will seine Karten fein spielen, man will uns zu neuer Unvorsichtigkeit verlocken. Allein wir werden uns hüten!“

„Höre mich, meine Tochter,“ — fuhr sie darauf laut fort: „ich war zu heftig, ich hatte Unrecht, Dir jenen Rath zu ertheilen. Eine Frau muß gute und böse Tage mit ihrem Manne theilen, und ich sehe nun ein, daß der Deine Dich nur auf die Probe hat stellen wollen.“

„Nun, ich gehe also wieder zurück?“ sagte Victorine, und ein Freudestrahl glänzte aus ihren noch thränenerfüllten Augen.

„Jawohl; bitte jedoch Deinen Mann, daß er heute Nachmittag allein zu mir kommt! Jetzt habe ich das Bedürfniß, allein mit meinem Kummer zu sein.“

„Und mein Vater — kann ich nicht zu ihm? Ach, wie gerne möchte ich etwas für Euch Beide thun!“

„Armes Kind, Du kannst nichts thun. Könnte ich mich nur wegen Deines Schicksals beruhigen . . .“

„Ja, ja, meinetwegen kannst Du Dich beruhigen, Mama, denn seitdem ich weiß, wozu ich mich entschlossen habe, fühle ich mich viel wohler.“

„Gut, mein Kind . . . verlaß' mich jetzt!“

8.

Der Streit wird geschlichtet.

Bei ihrer Rückkehr sprach Victorine kein Wort zu ihrem Mann, den sie noch immer bei dem Frühstückstisch, versenkt, wie sie wähnte, in ängstlichen Gedanken, sitzen fand.

Allein Wilhelm, welcher durch ihre Schritte unangenehm aus seinen behaglichen Träumen aufgestört wurde, frug sie:

„Nun, welche Neuigkeiten bringst Du?“

„Es sieht zu Hause sehr schlimm aus. Mama läßt Dich bitten, Du möchtest so gut sein, sie heute Abend zu besuchen.“

„Und unser früheres Gespräch?“

„Welches?“

„Hast Du meinen Rath vergessen?“

„Mich friert,“ sagte die junge Frau, vor Kälte und Gemüthsbewegung zitternd — es war, so zu sagen,

ihre erste Gemüthsbewegung. „Erlaube, Wilhelm . . . aber ich muß mich ein wenig ausruhen.“

Wilhelm nickte ihr schweigend seine Einwilligung zu, begab sich gleich darauf in sein eignes Zimmer, wo er sich auf's Sopha warf, und zwar ohne einen Augenblick daran zu denken, daß er bald kein Sopha mehr haben würde, in welchem er träumen könne.

Des Mittags erschien die junge Frau nicht bei Tische, — entsetzliche Kopfschmerzen fesselten sie im Lehnstuhle — und als Wilhelm sie gegen Abend, bevor er zu der Schwiegermutter ging, besuchte, empfand er bei dem Anblicke ihrer verweinten Augen ein Gefühl, welches er Schmerz nennen mußte.

Die arme junge Frau hatte sehr geweint.

Von diesen Thränen war jedoch mit keinem Worte die Rede und Victorine flüsterte nur leise den Wunsch, ihr Mann möge sie wieder besuchen, wenn er zurückkehre.

„Gewiß, das werde ich thun!“ antwortete er, indem er sich entfernte.

Die Uhr war halb fünf am Nachmittage, als der Herr Notarius seine Wohnung verließ, um dem Wunsche seiner Schwiegermutter nachzukommen. Und nun hatte Victorine fünf lange Stunden gezählt, ohne daß er zurückgekehrt war.

Endlich schlug die Tafeluhr 9¾. Wilhelm trat nun ein.

Wie wenig Scharfsinn Victorine auch besaß, bemerkte sie doch sofort, daß er sich in einer empörten Stimmung befand, denn sein ganzes Aeußere, wenn sich auch kaum eine Muskel in seinem Antlitz bewegte, drückte eine Wildheit aus, die sie fast erschreckte.

„Fehlt Dir etwas?“ stammelte sie.

Er antwortete nur durch eine Bewegung, durch welche er mit den Füßen Victorine's kleinen Hund heftig bei Seite stieß.

„Ei, ei, sei so gut und schone Bianca!“

„Sei so gut und schweige, sonst zermalme ich nicht allein Bianca, sondern auch . . .“

Er unterbrach sich plötzlich, ergriff jedoch in einer solchen Weise einen in seiner Nähe stehenden Stuhl, daß derselbe beinahe auseinandergegangen wäre.

Victorine erhob sich zitternd und ging auf die Thür zu.

„Wohin, wenn ich fragen darf?“ sagte der Mann.

„Nirgends. Ich wollte blos die Thür verriegeln.“

„Und weshalb?“

„Damit . . . damit Niemand hereinkommen soll.“

„Aha, Du glaubst vielleicht, daß ich betrunken bin . . . wisse aber, daß nur das unwürdige Betragen Deiner Eltern mich in diesen Zustand versetzt hat. Erstens,“ — Wilhelm schien in seinem Zorn mehr zu sich

selbst, als zu seiner Frau zu reden — „erst überhäuft man mich mit Vorwürfen und Anschuldigungen, weil man, wie ich selbst, hintergangen worden ist! Darauf wagt man von einem geheimen Complott zwischen mir und meinem Vater zu reden, weil er sich geweigert hat, dem würdigen Schwiegervater seines Sohnes eine Summe zu verschaffen, die, wenn sie mit der heutigen Post angekommen wäre, das Fallissement noch einige Monate hätte verschieben können, und endlich — dieser elende, niedrige Eigennutz! schlägt man mir einen Handel vor, durch welchen . . .“

Allein hier hielt Wilhelm inne; und nachdem er noch einmal seinen Zorn gegen die todten Gegenstände ausgelassen hatte, brach er auch plötzlich von diesem ab.

Mit einer Art schleppender Fürsorge stellte er einen Stuhl zurecht, und indem er allmälig den gewöhnlichen ruhigen Ausdruck seines Antlitzes und sein Phlegma wieder erhielt, äußerte er sehr gelassen:

„Verzeih mir, Victorine! ich gerieth in Zorn, in diese, die dümmste aller Gemüthsbewegungen. Ich danke Dir, daß Du nicht zu weinen begannst, das würde, glaube ich, mich noch mehr gereizt haben.“

„Bist Du also nicht mehr zornig?“ frug sie in ihrem phlegmatischen Tone.

Victorine bebte jetzt nicht vor einer solchen Kleinigkeit zurück, nachdem sie am Vormittage von einem so vernichtenden Schlage getroffen worden war.

„Nein, nein, ich befinde mich nur noch in einer sehr unbehaglichen Stimmung . . . sage mir, wie geht das zu, daß Du, sonst so reizbar, jetzt so ruhig bliebst?“

„Nun, Du hast ja das Recht, mir Deine Gefühle mitzutheilen. Ueberhaupt habe ich oft meinen Vater zornig gesehen, ohne daß Mama dadurch gereizt wurde. Sie brauchte gewöhnlich nur zu sagen: Victorine, geh' hinaus! oder: Verriegle die Thür, daß Niemand von der Bedienung hier herein kommt!“

„Und das hast Du,“ sagte Wilhelm, indem er seine Frau erstaunt betrachtete, „mit spartanischer Ruhe Dir zum Vorbild genommen? Also aus Gewohnheit, dergleichen Auftritten beizuwohnen, und weil Du glaubst, daß es so sein muß, duldest Du, daß Dein Mann sich gegen Dich vergeht?“

„Ich weiß nicht, ob es nur deshalb war — vielleicht dachte ich an etwas Anderes.“

„Vielleicht dachtest Du an etwas Anderes?“

Victorine erröthete tief, indem sie antwortete:

„Aeußerte sich Mama über das, was wir heute Vormittag redeten?“

„Allerdings.“

„Und was sagte sie?“

„Daß sie morgen hierher kommt, um Dich abzuholen.“

Ein Zittern durchbebte Victorinen; ihre Röthe wich einer entsetzlichen Blässe.

„Und das wirst Du erlauben?“ frug sie fast flüsternd.

„Sei vernünftig, mein Kind — es giebt keine andere Wahl.“

„Sage das nicht . . . sage das nicht!“

„Aber, Victorine, diese Hartnäckigkeit ist nicht allein unverzeihlich, sie ist unerklärlich. Bedenke doch, was Deiner erwartet mit einem Manne, dem Du erstens Deine Hand ohne Liebe gereicht hast . . .“

„Und der mich nicht liebt!“ fiel die junge Frau ein, die nun kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

„Auch in dieser Hinsicht, meine Freundin, haben wir einander nichts vorzuwerfen, denn Du wirst doch nicht sagen, daß Deine Liebe Dich dazu treibt, bei mir zu bleiben?“

„Ich sage weiter nichts, als daß ich Deine Frau bin und daß ich es bleiben werde, so lange ich lebe.“

„Das fällt auch Niemand ein, Dir Dein Recht streitig zu machen. Du bist meine Frau und Du bleibst meine Frau — mir fällt es nicht ein, etwas so Abscheuliches, wie eine Scheidung, vorzuschlagen. Allein bis auf bessere Zeiten mußt Du das Gewisse dem Ungewissen vorziehen.“

„Kannst Du mich denn gar nicht vertragen?“

„Aufrichtig gesprochen: ich habe Dich nie so gern gesehen, als seit dem Augenblick, wo jenes Gewitter die

Ruhe unseres Ehestandes unterbrach. Deine Laune, Deine Hartnäckigkeit ist in der That recht pikant . . . Aber gleichviel; ich bin außer Stande, Dich zu ernähren und deshalb . . .“

„Ah,“ erwiederte Victorine, und ihre Augen strahlten, „mir fällt etwas ein!“

„Nun?“

„Ja, insofern Du meine Anwesenheit vertragen kannst, so . . .“

„Vertragen — das habe ich schon vier Monate hindurch, und jetzt scheint es ja sogar, als sei Dein langweiliges Wesen verschwunden.“

„Wohlan, denn, Du flößest mir Muth ein, Dich zu fragen, ob wir nicht dasselbe thun können, wie so viele Andere, die in Armuth gerathen?“

„Was thun die denn?“

„Sie arbeiten.“

„Dies Wort, meine Freundin, nimmt sich sehr schön in einem Romane aus, allein in der Wirklichkeit zu arbeiten, das ist etwas ganz Anderes.“

„Aber . . .“

„Still, still! Ich habe achtzehn Thaler als Ersatz für Licht und Schreibmaterialien, das ist meine ganze Gage, und meine Augen erlauben mir nicht, etwas durch Abschreiben zu verdienen. Wenn ich im Stande wäre und Talent dazu besäße, würde ich als Schriftsteller auftreten, und doch selbst dann würde meine mir

angeborne Trägheit sich dagegen sträuben. Du siehst also, daß hier nichts zu thun ist."

„O ja, da ist noch viel zu thun . . . Ich weiß, daß in der Pension, die ich vor einigen Jahren verließ, ein neuer Zeichnenlehrer verlangt wird . . . und Du würdest vielleicht auch andern Unterricht dort ertheilen können."

„Beste Victorine, Du bist weit schlauer, als ich geglaubt habe, allein Du vergißt doch Eins: Es würde mir unmöglich sein, bei einer so tödtenden Beschäftigung auszuharren."

„Allein, wenn Du den Entschluß faßtest, den Vorsatz . . ."

„Vorsätze dienen zu gar nichts, wenn man weder Kraft noch andere Eigenschaften besitzt, um sie auszuführen."

Victorine seufzte.

„Und angenommen auch, daß ich Lehrer in einer Mädchenschule würde, was würde denn daraus entspringen? — könnten wir davon leben, Wohnung, Meubles, Heizung, Licht und Gott weiß was Alles, bezahlen?"

„Wir würden es sehr dürftig haben . . . aber ach, wie schön würde das doch nicht sein!" fügte die junge Frau hinzu, immer lebhafter, immer mehr frei und ungenirt in Rede und Geberden. „Zwei kleine Zimmer und einige ganz wenige Meubles, die wir uns miethe-ten . . . ich würde selbst kochen . . ."

„Ja, wie damals, als Du noch mit Deinen Puppen spieltest!“

„Nein, wirkliches, ordentliches Essen.“

„Ja, ja, für meine Gage, achtzehn Thaler jährlich!“

„Ja, dafür, und auch für das, was ich für meine Arbeit einnehmen würde.“

„Aha, Du würdest also nicht allein kochen, Du würdest auch arbeiten?“

„Das versteht sich. Ich kann sehr hübsche Papparbeiten machen, ich kann auch Waschen und Plätten, und das bezahlt man gut.“

Wilhelm schüttelte mit dem Kopfe; er nahm das Alles für kindische Grillen, wenn sie ihm auch als solche sehr gut gefielen.

„Ich kann auch Blumen verfertigen, und ferner habe ich eine Menge Schmucksachen und andere werthvolle Kleinigkeiten, die wir nach und nach verkaufen können.“

„Ueberlegen wir uns wenigstens die Sache etwas näher . . . schlafen wir darauf,“ sprach Wilhelm, der kein anderes Mittel wußte, um von diesem Gegenstande wieder abzukommen.

„Ich werde auch heute Abend nicht mehr davon reden, wenn Du mir nur versprichst, daß Du meiner Mutter nicht erlauben wirst, mich morgen in anderer Weise abzuholen, als zu einem Besuche.“

„Das verspreche ich Dir. Noch einige Wochen

wird wohl Alles zusammenhalten, und bis dahin dürftest Du selbst anderer Ansicht sein."

Bei diesen Worten beruhigte Victorine sich vollständig. Noch nie hatte sie so gut geschlafen, noch nie eine so glückliche Nacht gehabt. Weshalb, wußte sie nicht.

Was Wilhelm betrifft, so träumte ihm zum ersten Male von seiner Gattin, träumte ihm, wie die so unvermuthete Energie, die sie entwickelt, ihre Züge verschönert hatte; es war der Geist, der sich in ihrem Antlitz abspiegelte. Ferner fällte er träumend das Urtheil, daß sie durchaus nicht so thöricht und träge sei, wie sie bis jetzt erschienen war. — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Allein, waren die beiden Gatten vielleicht zum ersten Male nach ihrer Verheirathung mit außergewöhnlichen, glücklichen Gefühlen eingeschlummert, so war ihr Erwachen um so entsetzlicher.

Bereits um sechs Uhr des Morgens wurden beide durch ein gewaltsames Klingeln gestört.

Es war einer der Comptoiristen des Banquiers, der sich sofort ein Gespräch mit dem Herrn Notarius erbat.

Wilhelm sprang schnell vom Lager auf, warf seinen Schlafrock über, während Victorine zitternd ihm zurief:

„O eile, eile — es gilt meinem Vater: ich fühle es, es ahnt mir . . . es gilt meinem Vater!"

Nach wenigen Minuten kehrte der junge Ehemann zurück.

Er war todtenblaß.

Victorine vermochte nicht, eine Frage hervorzustammeln.

Da sagte Wilhelm, indem er ihr entschlossen die Hand reichte:

„Du wünschtest gestern, Victorine, wir möchten versuchen, gemeinschaftlich unserm Geschick Trotz zu bieten — wohlan denn, wir werden uns nicht trennen ... ich verspreche es Dir feierlich!“

Victorinens Kopf sank auf ihren Busen herab.

„Dann,“ stammelte sie, während große Thränen über ihre Wangen rollten, „bist Du mir wahrscheinlich allein geblieben .... Mein Vater ... “

„Mein armes Weib, weine Deinen Kummer aus, Du hast keinen Vater mehr — allein ich werde Dich schützen!“ — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Später am Tage verbreitete sich das Gerücht in der Stadt, daß der Banquier H. sich in der vergangenen Nacht erschossen habe.

Er habe den Tag nicht überleben können, an welchem er sich gezwungen sah, seine Zahlungen einzustellen.

9.

Die Abreise.

Es war im Anfang des Monats Mai. In der leeren Wohnung des Notarius Wilhelm Reiner — denn alle Meubles und andere Sachen waren bereits von den verschiedenen Lieferanten wieder zurückgenommen — standen mehrere Koffer, Kasten und Reisetaschen geschnürt und gepackt, bereit.

Unser junges Paar sollte noch an demselben Abende, an Bord des Dampfschiffes, nach West-Gothland gehen. Diesen Sommer noch hatte man ihnen einen Zufluchtsort auf Tidanäs angeboten, woselbst der Feldkämmerer noch immer ein Jahr wohnen blieb, bis um welche Zeit jedoch das Gut ihm unwiderruflich verloren gehen sollte.

Während der drei Monate, die zwischen jetzt und jenem entsetzlichen Morgen lagen, waren so viele Veränderungen, so viel nothwendige Geschäfte eingetreten,

daß unser junges Paar nicht Zeit gehabt hatte, in sein früheres vegetirendes Leben zurückzufallen.

Erst nahm das fürchterliche Ereigniß, in Betreff des Todes des Banquiers, die Verzweiflung dessen Witwe, die ruhigere Trauer der Tochter, sie in Anspruch; darauf folgten die Geschäfte, die eine Folge des Fallissements waren und an welchen Wilhelm, als Schwiegersohn, Theil zu nehmen genöthigt war; ferner die Zurücklieferung des ganzen Eigenthums des jungen Paares selbst, — als die Gläubiger das Ihrige genommen hatten, vermochte Victorine nur mit Mühe einige Reste zur Meublirung eines Zimmers zu retten — und endlich erkrankte die Witwe und wurde von einem langwierigen Fieber ergriffen, von welchem sie erst kürzlich genesen war, um ein ganz anderes Leben zu beginnen, als das, welches sie bis jetzt geführt hatte.

Während dieser ganzen Zeit hatte Victorine sich als die zärtlichste Tochter gezeigt, und nun verließ sie freiwillig ihren Mann, um sich ganz der Pflege der kranken Mutter zu opfern.

Sie entfaltete eine so unermüdliche Thätigkeit, sie vergaß sich selbst so ganz und gar bei dem neuen, wohlthuenden Gefühl, daß auch sie nützlich sein könne — sie, von der bis jetzt noch Niemand weder Nutzen, noch Thätigkeit verlangt hatte, daß Wilhelm, den einige Mal in der leeren Wohnung das ganz eigenthümliche Gefühl überraschte, daß er seine langweilige Frau vermisse, sie

eines Tages frug, ob sie vielleicht jetzt gesonnen sei, seinen alten Plan aufzunehmen.

Diese Worte brachten Victorinen zum Erröthen.

Allein sie antwortete sofort:

„Ist es Dir in irgend einer Weise zuwider, daß ich meine Mutter, die mich nöthig hat, alle Tage besuche?“

„Nein, das gerade nicht . . . das kann ich nur loben. Allein . . .“

„Allein?“

„Ich brauche Dich vielleicht auch!“

„Du . . . Du?“

Victorine erröthete noch mehr.

Darauf fügte sie hinzu:

„Vielleicht wirst Du schlecht bedient, seitdem wir nur die alte Aufwärterin um uns haben?“

„Ach nein, das ist eine gute, alte Frau!“

Victorine wagte nicht weiter, zu fragen.

Allein ihre Blicke frugen vielleicht.

Es ist möglich, denn Wilhelm fuhr fort:

„Seit jenem verhängnißvollen Tage, dessen Du Dich gewiß noch erinnerst, habe ich mich immer mehr und mehr an Dich gewöhnt, und wenn Du nicht um die Zeit nach Hause kehrst, um welche dies gewöhnlich geschieht, so . . . so, mit einem Worte, so empfinde ich sehr wohl, daß Du abwesend bist.“

Victorinens Herz klopfte in einem stolzen, unaussprechlich angenehmen Gefühle.

Aber ganz gegen ihren Wunsch, ihrem Manne recht freundlich und liebevoll zu antworten, war es dem jungen Weibe nicht möglich, ein anderes Wort über die Lippen zu bringen, als ein langgedehntes, schüchternes: „Ach!“

Sie bemerkte auch bald, daß Wilhelm zu gähnen begann und daß ihre Actien gleichfalls auf's Neue zu sinken begannen. Das Gähnen hielt ganz und gar Schritt mit ihrer Verlegenheit, welche sich wiederum allmälig steigerte, indem der gute Eindruck, den sie vorher gemacht, verschwand.

„Ach, ach!“ seufzte sie im Stillen, „jetzt glaubt er wieder, daß ich dumm bin! und ich bin doch lange nicht so dumm, als unglücklich. Denn ist es nicht ein wirkliches Unglück, daß einem die Worte nicht zu Gebote stehen, wenn man ihrer bedarf? Und doch habe ich mitunter Ueberfluß davon . . . aber das weiß er allerdings nicht, und wenn er es auch wüßte, er würde sie vielleicht einfältig finden.“

Sie besaß indessen den Muth nicht, diese vernünftigen Gedanken auszusprechen.

Er dachte:

„Mir hat wahrscheinlich geträumt, wenn ich mitunter gefunden habe, daß meine kleine Gans die Flügel verloren habe.“

Später fügte er mit einem Anstrich von Reue hinzu:

„Sie ist jedenfalls eben so gutmüthig, wie hartnäckig, das arme Kind, und man muß sie vielen Andern vorziehen, welche schreien und lärmen, daß man wahnsinnig werden möchte.

Zu einer eigentlichen Armuth war es während dieser drei Monate noch nicht gekommen. Man hatte zwölf Wochen hindurch von den Ueberresten eines überflüssigen, reichen Lebens gelebt; aber wenn die Einladung nach Tidanäs nicht gekommen, würde es bald finster ausgesehen haben, denn in Betreff jener Lehrstunden in der Mädchenschule, vermochte Victorine durchaus nicht, ihrem Manne Muth einzuflößen.

Indessen war die Freude bei der Abreise von Stockholm durchaus nicht groß.

Das Schreiben des Feldkämmerers hatte gerade nicht die liebevollsten Ausdrücke, in Betreff der jungen Schwiegertochter, enthalten; — nachdem diese nicht mehr von Reichthum und Glück umgeben war, hatte sie in den Augen ihrer Schwiegerältern jede Anmuth verloren — ja, das Schreiben war sogar so gehalten, daß Wilhelm es ihr nicht hätte zeigen können. Trotz all' seines Phlegma's, war er doch in einer unruhigen

Stimmung, wenn er an das Leben dachte, welches er nun beginnen sollte.

Er hatte jedoch noch nicht den geringsten Begriff, was das heißt, aus Noth in die Heimath zu ziehen und in das Elternhaus mit Frau und vielleicht, bevor noch der Sommer zu Ende sein würde, mit einem Kinde einzuziehen; aber es ahnte ihm, daß namentlich Victorine darunter zu leiden haben würde.

Ohne sich darüber zu äußern, theilte Victorine seine Furcht.

Ja, sie empfand sie in einem noch höheren Grade, und ihre Ahnungen entsprangen dem Umstande, daß sie im Anfang ihrer Ehe alle Augenblicke die zärtlichsten Briefe von ihrer Schwiegermutter erhalten. dagegen nach dem traurigen Ereignisse mit ihrem Vater nur ein einziges, steifes, ceremonielles Schreiben von dort erhalten hatte.

Wie viele Thränen vergoß sie nicht heimlich. Und Niemanden hatte sie, dem sie sich vertrauen konnte — denn sie hatte das Herz nicht, den tiefen Kummer ihrer Mutter zu vergrößern.

Jetzt war die Stunde der Abreise da, die bittere Trennung von der Mutter lag hinter ihnen, die Sachen waren an Bord geschafft und die Droschke hielt vor der Thür.

„Kommst Du, mein Kind?“ frug Wilhelm, der bereits im Corridor wartete.

„Sogleich!“ antwortete Victorine aus dem Vorgemache heraus.

Allein ihre Stimme war so schwach und gebrochen, daß Wilhelm seinen Hut ablegte und zu seiner Frau eintrat.

Victorine stand am Ofen und stützte ihren Kopf in die Hand.

„Wie steht es, mein liebes Kind?“

„Ach, ich . . . ich . . .“

Sie schwieg — sie war aufgeregt.

„Du kannst doch nicht bei der Trennung von diesen leeren Wänden irgend einen Schmerz empfinden?“

„Wie kannst Du das glauben? . . .“

„Nun, was ist es denn?“

„Ich leide darunter, daß Du hier unglücklich gewesen bist und daß es ganz anders hätte sein müssen . . .“

„O, was das betrifft . . .“

„Laß mich ausreden, Wilhelm . . . Die Welt sprach einstimmig ihre Ansicht dahin aus, daß wir, was sie eine gute Partie nennt, gemacht hätten. Ach, nur sechs Monate sind verstrichen, und ich muß jetzt zu Deinen Eltern ziehen und von ihrer Gnade leben!“

„Nun, was das betrifft, so sind nur die Prophezeihungen der Welt hier, wie sonst so oft, unerfüllt ge-

blieben. Es erging uns, wie so vielen Andern. Aber . . ."

Er brach plötzlich ab.

„Du wolltest noch etwas sagen?"

„Deine traurige Stimmung macht es mir zur Pflicht, Dich noch an eins zu erinnern, während es Zeit ist."

„An was denn?"

„Erinnere Dich, daß Du nicht gezwungen bist, mir zu folgen . . . vielleicht wünschest Du jetzt, hier in Stockholm zurückzubleiben? Habe dann wenigstens den Muth — ich beschwöre Dich, aufrichtig zu sein!"

„Nein, nein! nur Deinetwegen war ich verstimmt. Aber . . . aber vielleicht Du selbst . . ."

Sie hielt einen Augenblick inne, darauf fuhr sie muthig fort:

„Du hast mir noch nie gesagt, welcher Empfang uns wohl bevorsteht?"

„Weil Du mich fragst, Victorine, will ich Dir aufrichtig gestehen, daß ich nicht überzeugt bin, daß meine Eltern eben so freundlich, wie letzthin gegen Dich sein werden — wenigstens nicht für den Augenblick."

„Nein — aber . . ."

„Ich fürchte sogar, daß . . ."

„Sprich nur Deine Meinung aus!"

„. . . Daß sie zu weltlich denken, um mit Gleichgiltigkeit ihre reiche Schwiegertochter in eine unbemittelte

verwandelt zu sehen. Wenn Du jedoch Kraft und Muth besitzest, wenn Du geduldig sein wirst, so hoffe ich, Vieles mildern zu können, wenn es nöthig sein sollte.“

„Nie,“ sprach sie mit leiser, duldsamer Stimme, „werde ich klagen, wenn Du nicht heimlich den Wunsch hegst, daß ich bei meiner Mutter bleibe. Sie hat sehr wenig, aber doch immer genug für uns Beide; und,“ fügte sie zitternd hinzu, „ich will mich nicht jetzt, gerade jetzt nicht, Dir aufdringen, wo ich durch keine Arbeit . . .“

Wilhelm wünschte in der That, daß Victorine diese Worte nicht gesprochen hätte, aber ihre edle Gesinnung erfreute ihn dessenungeachtet; er fühlte die Unmöglichkeit, sie noch einmal zu bitten, sie möge zurückbleiben, und indem er herzlich ihre Hand erfaßte, sprach er mit milder Stimme:

„Hier hast Du meine Antwort: die Droschke erwartet uns, fahren wir ab! — Und komme, was da kommen will, Du kannst Dich auf mich verlassen!“

„O, wie soll ich Dir danken? — Das genügt.“

„Und wenn auch manche schlimme Stunde kommen wird, es wird auch gute Stunden geben. Die Hauptsache ist, daß man sich nicht das Leben verbittert, denn das ganze Leben ist nicht werth, daß man seinetwegen seine Gemüthsruhe opfert.“

10.

Die Ankunft.

Es war ein warmer, freundlicher Tag, an welchem Wilhelm mit seiner jungen Frau nach Tidanäs reis'te.

Allein auf Tidanäs selbst schien es kalt und öde zu sein.

Es schien wenigstens so, denn das kleine Boot hatte bereits die Ehegatten von dem Dampfschiffe ans Land gebracht, und noch erschien kein Mensch, um sie willkommen zu heißen, obgleich man von den Fenstern aus die ganze Ueberfahrt hätte sehen können.

„Mein Vater wird wahrscheinlich in Geschäften verreis't — möchte nur meine Mutter nicht krank sein," sagte Wilhelm, gleichsam entschuldigend, indem er seiner Frau den Arm gab."

Victorine schwieg. Sie hatte ja versprochen, muthig zu sein.

Und doch fühlte sie sich in dieser Stunde einer Ohnmacht nahe.

Konnte sie wohl dafür, daß ihr Gedächtniß ihr den Empfang zurückrief, der ihr bei ihrem ersten Besuche zu Theil geworden war!

Ach, derselbe war so ungleich dem jetzigen! Wo waren nun die Ehrenpforten, die Blumenguirlanden, die Glückwünsche, die Freudenthränen und Liebkosungen?

Alles, Alles fehlte jetzt.

Jedoch, dies würde gleichgiltig gewesen sein, wenn sie nur ein einziges, mildes „Willkommen“ gehört hätte.

Endlich trat der Feldkämmerer auf die Treppe, allein er stieg dieselbe langsam hinab.

„Was macht meine Mutter?“ rief Wilhelm ihm entgegen.

„Sie ist gesund,“ antwortete der Feldkämmerer, als er endlich den jungen Leuten gegenüberstand; „aber es darf Dich nicht wundernehmen, wenn ihre Gemüthsstimmung durch all das Unerwartete, was geschehen ist, ihr für den Augenblick nicht erlaubt, Dir entgegenzukommen . . . und nun willkommen, mein Sohn und Du auch, meine liebe Victorine — ich hoffe, Du wirst gern Deiner Schwiegermutter beistehen und ihr die Last der großen Haushaltung zu erleichtern helfen.“

„Es dürfte immer zeitig genug sein, darüber eine Verabredung zu treffen,“ antwortete Wilhelm ziemlich kalt. „Aber während die Mutter sich zu fassen sucht,

ist Papa vielleicht so gut und sagt uns, wo unsere Zimmer sind. Victorine ist so krank gewesen, daß sie vor allen Dingen der Ruhe bedarf."

Und kaum hatte Wilhelm ausgesprochen, als er den Fuß auf die große Treppe setzte.

„Nein, nein, in dem Flügel dort sind Eure Zimmer — Mama glaubte, es würde am besten und angenehmsten sein, wenn Ihr gewissermaaßen Eure eigene Wohnung hättet."

„Nun, das ist gleichgiltig, wo wir wohnen, wenn wir es nur gut und angenehm haben . . . Victorine, komm, mein liebes Kind!"

Aber ehe noch Victorine jenen Flügel betreten hatte, kam die Frau Feldkämmerer schluchzend, die eine Hand über dem Auge, die Treppe hinauf.

„Wilhelm, Wilhelm, mein geliebtes Kind, komm an die Brust Deiner Mutter und laß uns zusammen weinen."

Und Wilhelm fühlte sich plötzlich von den Armen seiner Mutter umschlungen.

Jedoch weit entfernt, ihre Thränen zu theilen, antwortete er lächelnd:

„Nun, um Gotteswillen, beste Mama, wir brauchen doch nicht das Wiedersehen mit einem solchen Sturzbade zu feiern! Ich hoffte, etwas weniger Kummer . . ."

„Ach Du edle Seele, ich verstehe Dich!" flüsterte

die Frau Feldkämmerer mit einem Seitenblick .... „Aber beruhige Dich — sie kann dort drüben im Flügel sitzen und Du brauchst wenigstens hier oben bei uns nicht belästigt zu sein.“

„Still, still, um Gotteswillen,“ antwortete Wilhelm leise und mit bittender Stimme. „Begrüße sie und heiße sie willkommen ... sei freundlich gegen sie, meinetwegen!“

„Freundlich — ja, so weit es mir möglich ist ... aber in einer solchen Weise hintergangen und betrog ...“

Wilhelm zog sich plötzlich von seiner Mutter zurück.

Und jetzt war diese genöthigt, die hinter ihm stehende Victorine zu bemerken, die durch ihren niedergeschlagenen Blick und ihre demüthige Stellung wenigstens insofern die stolze, übermüthige Schwiegermutter versöhnte, daß diese mit einer ziemlich sauer-süßen Miene äußerte:

„Ah so, da stehst Du, Arme — ich sah Dich nicht.“

Und dem kalten Gruß folgte eine eben so kalte Umarmung.

„Meine Mutter ... Wilhelms Mutter!“ flüsterte sie.

„Schön, schön ... ich bin keine Freundin von herzzerreißenden Scenen.“

Als Victorine endlich das zweite der beiden Zimmer betrat, die für sie und ihren Mann bestimmt waren, vermochte sie sich kaum aufrecht zu erhalten.

„So, mein Schatz," sprach der Schwiegervater sehr nachlässig, indem er sie in das Zimmer einführte, während die Mutter, von dem Sohne begleitet, in das herrschaftliche Hauptgebäude eingetreten war, „hier kannst Du sitzen und Wäsche nähen, für Mama. Sie hat ganze Stöße liegen, die nur auf Dich warten. Und wenn Du nur geduldig bist und nicht zu große Prätensionen hegst, so werden wir schon dafür sorgen, daß ... Aber sieh da, da ist Wilhelm wieder zurück. Er ist ja ein über alle Maaßen aufmerksamer Ehemann!"

Und indem der Feldkämmerer sich entfernte, schloß er die Thüre, durch welche Wilhelm eintrat.

„So, mein liebes Weib," — noch nie hatte Wilhelm sich so freundlich geäußert — „gieb mir Deinen Mantel und laß mich Dir behilflich sein, damit wir uns in unserer neuen Wohnung orientiren können ... hier ist es ja recht schön, recht angenehm ... oder wie?"

„Ja, sehr schön ... ich bin recht innig erfreut, daß wir nicht dort oben in den großen Zimmern wohnen; diese hier passen besser."

Bei dem unabsichtlichen, aber treffenden Vorwurf, der in den Worten Victorinens lag, erröthete Wilhelm.

Aber er that, als wenn nichts geschehen sei, holte

ein Kissen hervor, welches er auf das Sopha legte und führte seine Frau an dasselbe.

Als er sich wieder erhob, fühlte er Victorinens warme Lippen auf seiner Hand.

„Geh nur wieder hinauf,“ sagte sie mit kaum hörbarer Stimme. „Wenn ich ein wenig ausgeruht habe, komme ich nach, wenn . . . wenn sie es wünschen.“

„Versteht sich; Mama erwartet Dich in einer Stunde zum Thee — das sagte sie ausdrücklich . . . und wenn Du mir versprichst, daß Du hier nicht liegst und weinst, so gehe ich wieder fort und hole Dich später zu rechter Zeit ab.“

„Seh' ich denn aus, als wenn ich weinen wollte?“

„Hm, hm!“

„Glaube nicht, daß ich betrübt bin — ich bin nur ein wenig verstimmt, was vielleicht durch . . . durch meinen Zustand hervorgerufen wird,“ fügte sie tief erröthend hinzu.

„Habe Dank, mein liebes Kind!' Du bist eben so taktvoll, wie gut, und wir werden hoffen, daß Alles sich ferner besser gestaltet, als für den Augenblick.“

Bereits am Theetisch wurde es besser.

Wilhelm hatte ja Zeit gewonnen, mit Wärme und Beredtsamkeit die Veränderung hervorzuheben, die mit Victorinen stattgefunden hatte.

Vor allen Dingen war sie weder einfältig, noch langweilig, wenn man sie nur verstehen wollte.

Und ihre Geduld, ihre Resignation bei den großen schmerzlichen Veränderungen, ihre Hingebung und namentlich ihr inniger Wunsch, den Pflichten zu leben, die Andere für sie geschaffen hatten — dies Alles wirkte mildernd auf die Schwiegermutter ein, wenn sie auch behauptete, daß es nur Victorinens Pflicht und Schuldigkeit sei.

Allein dessenungeachtet würde es vielleicht ein steifer, qualvoller Abend für Victorinen gewesen sein — die bei der Anwesenheit ihrer Schwiegermutter sich im hohen Grade genirt fühlte — wenn nicht eine Person zugegen gewesen wäre, die sie bei ihrem vorigen Besuche nicht gesehen, die aber nichtsdestoweniger zur Familie gehörte.

Diese Person war eine Cousine der Frau Feldkämmerer, eine alte, unverheirathete Dame, die ein kleines, anständiges Vermögen besaß, von dessen Zinsen sie lebte und zwar ein Leben, das eben so rechtschaffen, wie geachtet und sorgenfrei war.

Doch sorgenfrei war es eigentlich nicht. Denn es gab selten auf Erden eine weibliche Seele, die in dem Grade ein Herz für den Kummer Anderer besaß.

Tante Ulla Holm — oder „Tante", wie sie schlechtweg in der ganzen Umgegend genannt wurde — glich in keiner Weise den alten Jungfern, die so oft,

sowohl in Romanen, wie im Leben, zum Vorschein kommen.

Sie schwatzte nie, verläumdete nie, und machte sich nie zur Richterin über Menschen und Handlungen, die sie nicht verstand. Aber sie sagte ebensowenig: „Ich dränge Niemand meine Rathschläge auf, der sie nicht haben will!“

Im Gegentheil, Tante ertheilte ihre Rathschläge nicht allein an diejenigen, welche dieselben wünschten, sondern auch an die, welche nichts davon wissen wollten.

Allein diese Rathschläge waren eben so vernünftig, wie sie aus einem warmen Herzen kamen und Niemand reizten, und wenn sie nicht befolgt werden konnten, so erfreute es doch wenigstens die alte Dame, wenn sie Gelegenheit fand, sie zu ertheilen.

Selbst dachte sie:

„Sie wachsen, und einst werden sie vielleicht auch Früchte tragen, wenn es dem Herrn gefällt!“

Sie war kürzlich, nach einer zweijährigen Abwesenheit, wieder nach Tidanäs zurückgekehrt.

Der Feldkämmerer und seine Frau Gemahlin hatten die Furcht gehegt, daß ihre Abreise durch irgend eine Beleidigung hervorgerufen sei; aber zu den großen Verdiensten unserer Tante gehörten noch ferner, daß sie nie verletzt wurde.

Der Grund ihrer Abreise war derjenige, daß sie in

dem Schooß einer Familie leben wollte, wo sie ihre Bedürfnisse bezahlen könne.

Und der Grund zu ihrer Wiederkehr war die veränderte Lage und der dadurch entstandene Kummer ihrer Anverwandten.

Tante Ulla hatte früher manch freundlichen, aber recht ernstlichen Streit mit Wilhelm wegen seiner Unthätigkeit und seiner vollständigen Gleichgiltigkeit in Betreff seiner selbst und der ganzen Welt gehabt.

Aber ihre Rathschläge, so oft sie sie auch ertheilt hatte, waren immer unbeachtet geblieben.

Die alte Dame tröstete sich mit der Ansicht, er würde schon in irgend einer Weise aufgeschüttelt werden, und nicht ohne Grund glaubte sie, daß dies jetzt der Fall sei.

Sie wollte nun beobachten, ob das Unglück und die Fürsorge, die er den Seinigen schuldete, ihn zur Thätigkeit anzuspornen vermochten.

Sie bat innig zu Gott, daß es so geschehen möge.

Tante hatte nicht die erste Begegnung stören wollen. Aber nun saß sie im Lehnstuhle mit ihrem Strickstrumpf und harrte mit freundlicher Miene der jungen Frau.

Die alte, vortreffliche Dame — immer, was ihre eigene Person betraf, sehr haushälterisch — trug immer ein schwarzes Kleid und auf dem Kopfe eine weiße, schimmernde Haube, welche durch ihre aufstehende Krause

und durch die Rosette an der Stirn, den Eindruck machte, als sei sie einem jener alten Portraits entliehen, welche leider in unseren Tagen sich aus dem Vorgemache auf die Bodenkammer geflüchtet haben . . . .

. . . .

Sobald Victorine, die nun oft Wilhelm zu Rathe zog, in ihrem einfachen Anzuge erschien, fiel ihr Auge mit einem freudigen Gefühl und mit Zuversicht auf die freundlich=alte Frau, welche durch die Leichtigkeit ihres Wesens sofort Victorinen in Beschlag nahm.

„Willkommen, mein Töchterlein . . . . Gott sei mit Dir!“

Und Victorine erhielt eine so warme Umarmung, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

„Ich bin eine nahe Anverwandte von Dir, mein Kind, und ich wünsche nichts besseres, als daß Du mich lieb haben möchtest, so wie ich fühle, daß ich Dich gewiß lieben werde.“

„Das habe ich bereits,“ antwortete Victorine, und küßte ehrfurchtsvoll Tante Ulla die Hand.

„Und dazu hast Du um so mehr Grund,“ erklärte Wilhelm lächelnd, „als Du an der Tante eine gute Stütze finden wirst, um über meine Schlaffheit herzufallen — sie hat mir oft tüchtig zugesetzt.“

„Laß das nur sein, Wilhelm,“ sprach die Frau Feldkämmerer verdrießlich und schenkte mit Heftigkeit den dampfenden Thee in die Tassen. „Deine Frau,

hoffe ich, wird wohl vor allen Dingen einsehen lernen, daß es ihr nicht zukommt, irgendwie Jemand zu corrigiren."

Gereizt durch alle diese kleinen Stiche, die gegen Victorinen gerichtet waren, war Wilhelm gerade im Begriff zu antworten, daß das Bedürfniß zum Corrigiren allerdings vorhanden sei, als Tante Ulla ihm zuvorkam und mit einem feinen, scherzhaften Lächeln ihr Erstaunen darüber äußerte, daß eine Schwiegermutter ihre Schwiegertochter davon abhalten wolle, die kleinen Vortheile zu benutzen, die eine gute Frau ihrem Manne zu Frommen zu vermeiden verstehen würde."

„Beste Cousine Ulla, ich ließ es mir angelegentlich sein, als Wilhelm noch ein Kind war . . . und es würde wahrhaftig sonderbar sein, ja mehr als sonderbar, wenn jetzt die Zeit gekommen wäre, wo diejenigen, welche . . ."

Aber nun erhob Victorine sich eiligst, um ihre Schwiegermutter zu rechter Zeit von der Theekanne zu befreien, die in ihrer zitternden Hand überzulaufen drohte.

„Aber, mein Gott, was fällt denn Dir . . . reißt Du mir die Kanne aus der Hand?"

„Ach, ich bitte um Verzeihung . . . ich wollte nur meine Hilfe anbieten, wenn Mama es erlauben?" sagte Victorine mit einer eben so milden, wie demüthigen Stimme.

„Du .... nun so versuch es denn! es würde gerade ganz passend sein, wenn Du Dich von jetzt an um dergleichen Sachen bekümmertest.“

„Ja, das ist gerade so eine hübsche, angenehme Beschäftigung für die jungen Töchter,“ beeilte Tante Ulla sich, die strenge Form der Erlaubniß, zu verdecken . . . „und sieh einmal, wie nett und gefällig die junge Frau das macht!“

Das allerdings beleidigte Gefühl Victorinens beruhigte sich bald durch dergleichen freundliche Aeußerungen.

Und als sie obendrein einen ermunternden Blick von Wilhelm erhielt, wurde sie so muthig, daß sie sich fast ganz ungenirt ihrer neuen Thätigkeit widmete . . .

. . . .

„Sie bietet sich ganz gut an,“ sagte die Frau Feldkämmerer am Abend zu ihrem Mann. „Aber ich habe meine Noth, sie in meiner Nähe zu dulden.“

„Und ich denn ... das war eine abscheulich-dumme Speculation!“

„Ja, die schlechteste, die Du jemals gemacht hast!“

„Nun, nun, wenn man eine einzige dumme Speculation, aber Millionen gute gehabt hat, dürfte wohl das Eine mit dem Andern zu versöhnen sein!“

„Das versteht sich . . . Allein das Unerträgliche an einem Fehler, wie dieser, ist, daß man ihn immer und ewig vor den Augen hat.“

„. . . und gleichfalls, daß er Einem immer um die Ohren saus't!“ antwortete der Feldkämmerer mit einer gewissen, ganz begreiflichen Empfindlichkeit.

„Nein, mein Alter, das brauchst Du nicht zu fürchten! Wir kömen Kummer genug haben, daß ich nicht einen Saamen des Zwiespalts zwischen uns ausstreuen sollte.“

„Nun, das ist jedenfalls gut . . . und weißt Du was? Je weniger Du Wilhelm Dein Mißbehagen zeigst, um so besser! Sie ist nun doch einmal seine Frau, und . . . und Du verstehst mich!“

Aber in dieser Sache wollte die „gnädige Frau“ nichts verstehen, denn die Schwiegertochter war ihr ein schlimmer Dorn im Auge.

11.

Die Schwiegertochter zum zweiten Male bei den Schwiegerältern.

Das Leben ist Millionen Male mit einem Flusse verglichen worden, wahrscheinlich, weil der Fluß so vieler anderer Gleichnisse fähig ist.

Lange Jahre hatte das Leben unseres Helden und unserer Heldin einem fast ausgetrockneten Teiche ähnlich gesehen.

„Aber plötzlich war irgend eine Revolution in der Natur ausgebrochen. Durch den Einfluß der unbekannten Kräfte begann der Fluß sich in Bewegung zu setzen. Die Gewässer kräuselten sich nicht allein, sondern der Sturm rief brausende Wogen hervor — und wer weiß, was noch ferner aus unserem Flusse werden kann!

Nach der Ankunft auf Tidanás sorgte die Schwiegermutter unablässig dafür, daß das Leben der Schwiegertochter immer im Fließen gehalten wurde.

Victorine's Unkenntniß und Mangel an Erfahrung wurde zum Vorwande benutzt, um sie mit einem Auftrage nach dem andern zu hetzen.

Sie sollte überall und bei so vielen verschiedenen Dingen beschäftigt sein, daß sie beinahe selbst den Kopf verlor.

„In die Backstube mit Dir hinein, meine Puppe!“ sagte die Frau Feldkämmerer, wenn Victorine sich auszuruhen dachte, „und stöhne nicht so,“ fügte sie in einem verdrießlichen Tone hinzu, „dadurch wirst Du nichts lernen, und Du wirst selbst am besten wissen, ob Du zu lernen nöthig hast!...“ — „Du wirst auch die Aufsicht über die Schänke zu führen haben,“ meinte Schwiegerpapa, „damit die neuen Mädchen nicht zu viel freien Willen haben! Ueberhaupt taugt es nicht, so lange zu sitzen, bis man an dem Stuhle anklebt.“

Victorine, gut wie ein Engel und geduldig wie ein Lamm, ließ sich hin- und herschicken, war aber leider etwas befangen, bis endlich einmal Tante Ulla zu ihr herantrat und ihr mit tausend freundlichen Worten die Verschiedenheit der ungleichen, der jungen Hausmutter so fremden Geschäfte begreiflich machte.

Leider fuhr Victorine fort, mehr guten Willen als Talent zum Lernen zu haben; und weil nun einmal die Gewohnheit bei Niemandem auf einmal kommt, mußte sie sich darein fügen, daß man sie nicht allein

in einer wenig taktvollen Weise auslachte und ihrer Feinheit und Schüchternheit wegen dann und wann verhöhnte, sondern sie mußte sich selbst an eine ziemlich ernste Schulzucht gewöhnen.

Dies Letztere war namentlich eines Tages der Fall, an welchem sie auf eigne Faust hin einen mit Bierwürze gekneteten und einen anderen aus Weizenmehl zusammengesetzten Teig behandeln, aus welchem letzteren Zwieback geröstet werden sollte.

Aber, o weh, was that sie in ihrer ängstlichen Verwirrung, um nicht ihre allmächtige, gefürchtete Schwiegermutter durch irgend einen Fehler in Zorn zu versetzen?

Ja, aus dem Weizenteige buk sie gewöhnliches Weißbrot und aus dem Bierwürzenteige stellte sie Zwieback her.

Dieses unerhörte Ereigniß beschrieb sie selbst in einem Briefe an ihre Mutter in folgender Weise . .

. . . .

„ja, liebste Mutter, ich war also sehr zufrieden mit meiner Arbeit und mir schien es, als schmeckten die Zwiebacke durch den Zusatz von Syrup und Fenchel

außerordentlich gut, so wie mir der durch das Weizenmehl viel hellere Bierwürzenteig außerordentlich gefiel. Wie angenehm ist es, mit sich selbst zufrieden zu sein und die Hoffnung zu hegen, daß man auch Andere zufriedengestellt hat!

„Wilhelm sagt mir jeden Abend:

„— Gieb Dir immer recht viel Mühe, meine liebe Victorine, daß Du mit Mama gut zu stehen kommst!

„Also, Alles war in Ordnung, als die Schwiegermama in die Backstube trat.

„Ich dachte mit einem gewissen Stolze: vielleicht sagt sie Dir ein freundliches Wort!

„Aber Du mein Gott, einen wie großen Fehler mußte ich begangen haben!

„Sie wurde so bös, so ungeheuer bös, daß sie mir in der That unsere alte, immer ärgerliche Haushälterin Debora in's Gedächtniß rief, die mir einmal mit dem Staubbesen drohte, weil ich ihr ein wenig Pfannenkuchenteig weggegessen hatte.

„Ich weiß jedoch nicht, wie es eigentlich geschah, daß ich weder betrübt, noch besonders furchtsam war, sondern gleichfalls zornig wurde . . . . ich, die ich sonst nie zornig war! Und ehe ich noch recht wußte, was ich sagen wollte, war ich — denke Dir, Mama, diese Dreistigkeit, auf meine Schwiegermutter zugeschritten und sagte:

„— Das ist in der That nicht schön, daß Sie mich so behandeln, weil ich arm geworden bin!

„Bei diesen Worten, die zweifelsohne sehr naseweise waren, wurde sie ganz dunkelroth im Gesicht und Gott weiß, wie es mir ergangen wäre, wenn nicht Tante Ulla, die vortreffliche Tante Ulla, hinzugekommen wäre und Alles wieder gut gemacht hätte.

„Sie flüsterte der Schwiegermutter einige Worte in's Ohr und diese Worte übten eine solche Gewalt über sie aus, daß sie mir sofort die Wange streichelte und mir sagte, daß Alles in der besten Absicht geschehen und gesagt sei. Sie wollte eine recht tüchtige Hausmutter aus ihrer Schwiegertochter machen.

„Vielleicht hatte sie Recht, aber mir war es eine theure Lehre; und so viel ist gewiß, daß ich mich nie mehr in Bierwürzen- und Weizenteig irren werde.

„Tante baten mich, Wilhelm nichts davon zu sagen, und das that ich auch, und thue es immerhin von vielen, vielen anderen Dingen, denn ich will nicht, daß er sich betrüben soll.

„O nein, nein, ich gewinne nichts, wenn ich Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn herbeirufe . . . dadurch würde er mich nicht lieben, weder jetzt noch künftig.

„Mama müssen sich übrigens beruhigen!

„Es ist nun einmal so, daß man viel erdulden

muß, wenn es Einem ergeht, wie uns. Und überhaupt . . .

„Was wollte ich nun eigentlich sagen . . . ja, daß es vielleicht besser gehen wird, wenn . . . wenn ich selbst Mutter werde.

„Möglicher Weise wird dies Ereigniß meine Schwiegermutter erfreuen, oder möglicher Weise wird sie dann ein wenig Achtung, wenn nicht Freundschaft für mich haben, wenn sie sieht, daß ich Alles thue, um mich der Güte Gottes würdig zu erzeigen.

„Aber ich rede, als wenn wir für immer auf Tidanás bleiben sollten und doch haben wir nur hier auf ein Jahr eine Heimath gefunden.

„Vielleicht ist das, was ich soeben sagte, also kein Glück. Ach, das ist recht traurig, denn ich meinerseits kann mir kein größeres denken!

„Doch, ich glaube, ich habe da etwas gesagt, was nicht ganz wahr ist.

„Ich kenne doch ein höheres Glück. Allein es ist gut, sehr gut, wenn man das Glück erhalten kann, das man einmal besitzt, und es ist sehr undankbar, an ein noch größeres zu denken.

„Jetzt habe ich nicht die geringste Lust, mich wie früher zu kleiden, und ich begreife nicht, wie ich damals halbe Tage damit habe verbringen können, Kleider und Staat anzuprobiren.

„Ich war in der That recht nichtsnützig!

„Jetzt trage ich immer meine hellen Blousen, die ich früher immer nur des Morgens gebrauchte; und dann sagt Wilhelm mitunter:

„— Wie der violette Mousselin Dir schön steht, Victorine!

„Und gestern sagte er von einem grauen Kleide, zu welchem Tante Ulla mir das Zeug geschenkt hat:

„— Sieh, das ist schön, liebe Victorine! In diesem hohen Kleide, mit dem kleinen gestickten Kragen und mit der Frisur, wie Du sie gerade jetzt trägst, gefällst Du mir viel besser, als in dem größten Staate.

„Ich weiß nicht, warum ich später ein solches Bedürfniß, Tante Ulla zu umarmen, empfand. Allein sie war es, die mir nicht allein das Kleid geschenkt, sondern mir auch gelernt hatte, das Haar so zu tragen wie ich es jetzt trage.

„Meinen Schwiegervater liebe ich am wenigsten. Er ist noch barscher, als die Schwiegermama.

„Allein vorigen Sonntag mußte ich recht lachen.

„Ich bat ihn um ein Pferd, weil ich einmal zur Kirche wollte und er antwortete mir ganz kurz:

„— Das wird gewiß nicht weiter sein, als daß Sie, meine kleine Freundin, Ihre eigenen Füße gebrauchen können — die Pferde müssen des Sonntags ausruhen.

„Wissen Sie wohl, liebe Mutter, warum ich bei dieser Antwort lachen mußte?

„Ja, weil ich daran dachte, daß gerade ein Jahr seit dem Tage verstrichen ist, als er mich so eindringlich bat, ich möchte doch die Pferde wählen, die ich diesen Sommer benutzen wollte.

„Welcher Contrast — welche Erfahrungen! Ich fuhr aber doch zur Kirche.

„Ohne mein Wissen hatte Wilhelm dafür gesorgt, daß eine Droschke angespannt wurde. Der Schwiegerpapa widersetzt sich sehr selten Wilhelm und somit hatte ich das doppelte Vergnügen, durch seine Fürsorge fahren zu können.

„Ach wie war das angenehm!

„Ich fühlte mich stolzer, denn eine Königin, als er dem Kutscher zurief:

„— Pettersson, fahre meine Frau vorsichtig!

„Nichtwahr, geliebte Mutter, das klang zärtlich, das klang schön!“

12.

Der Sohn in der Heimath.

Bemerkenswerth erscheint es uns, daß Victorine, weder in dem soeben mitgetheilten, oder in irgend einem vorhergehenden Briefe besonders ihres Mannes erwähnt hat.

Jedesmal erwähnte sie seiner, nur in Verbindung einer andern Person oder Sache.

Ob dies mit Vorsatz oder nur aus Instinct oder feinem Takte geschah — genug, es war der Fall, daß Victorine diesen feinen Takt sehr oft zur Schau trug.

Soviel ist indeß gewiß, daß kein zweites menschliches Wesen etwas von dem tiefen Kummer erfuhr, der fast für immer in ihrem Herzen wohnte, wenn sie namentlich ihren Mann oft unbeschäftigt auf dem Sopha, die Cigarre im Munde, die Augen halb verschlossen, oder den Blick in die Luft gerichtet, fand.

Allein das junge Weib litt noch unter einem andern, sogar viel tiefern Schmerze; namentlich war es das Mißvergnügen der Eltern Wilhelms, welches sich oft in Worten kund that.

Sie liebten ihren Sohn fast bis zur Schwäche, und er that Alles, was er wollte, ein jeder seiner Wünsche wurde jetzt, wie früher, erfüllt, allein dies verhinderte nicht, daß man immer nur davon sprach, wie er es hätte halten können, und zwar so, daß diese Vorwürfe ihn vom Sopha in den einsamen Wald trieben, und er dort am Fuße eines Baumes, unter dessen Kronen träumte, bis es ihm glückte, wenigstens auf einige Stunden die Unannehmlichkeiten zu vergessen, die ihn in seiner Heimath erwarteten.

Früher hatte Victorine nicht erfassen können, welches Unglück und welche Gefahr eine Gemüthsstimmung, wie die ihres Mannes, namentlich über einen Familienvater zu bringen vermochte, allein jetzt begriff sie es vollständig, und die Furcht, es würde vielleicht nie anders werden, machte sie zittern vor der Zukunft.

Und wie viel Ursache hatte sie nicht, zu fürchten!

Ihre Trägheit und Gleichgiltigkeit waren die Umschreibung einer schüchternen, milden, in sich verschlossenen Natur gewesen, die in eine falsche Lage gerathen, weder sich selbst aus derselben zu helfen weiß, noch Andern sich begreiflich machen kann, und darin verhar-

ren muß, bis andere Eigenschaften gereift sind, oder die Verhältnisse eine andere Gestalt annehmen.

Sein Fehler bestand in der Gewalt, welche Gewohnheiten und Bedürfnisse auf ihn ausübten, und wenn sie sich darüber freute, zu arbeiten, um durch ihre Arbeiten nützlich zu sein, schauderte es ihm bei jeder Arbeit und bei jedem Zwange, welcher ihn zum Nutzen seiner selbst und Andrer antrieb.

Allein insofern hatten jedoch die Dinge eine andere Gestalt angenommen, daß er gewöhnlich die härtesten Kämpfe gegen seinen Hang zur Trägheit und Bequemlichkeit zu bestehen hatte.

Er fühlte sich oft gerührt durch den Ernst und die Ausdauer, mit welcher Victorine sich immer mehr und mehr der Wirksamkeit einer thätigen Hausfrau widmete, und noch tiefer ergriff ihn die unaussprechliche Herzensgüte, die bewundernswürdige Geduld, mit welcher sie die bittern Vorwürfe hinnahm, die sie, mochte sie nun thun, was sie wollte, immer und immer wieder erhielt.

Wie gern zog sie sich nicht in das kleine Zimmer im Flügel zurück, und nahm dort ihr Nähzeug zur Hand, besonders wenn Wilhelm zu Hause war, und ach, wie willig sprang sie nicht empor, wenn man auch noch so oft nach ihr sandte, und wenn man ihr noch so viele Vorwürfe machte, daß sie ihre Arbeit nicht schnell zu beenden verstünde.

Die Zeit verstrich viele Tage lang mit dem ewigen Hin= und Herlaufen in dem großen, weitläufigen Gebäude.

Wie bewundernswürdig war nicht die Ruhe, mit welcher sie Alles hinnahm, die Milde, mit welcher sie erklärte, daß sie schon Alles nachholen würde, und einen verdoppelten Fleiß zu entwickeln gedenke, wenn sie nur dann und wann in ihrer eigenen Wohnung sein dürfe.

Und in der That, man hätte sie gern in diesen Zimmern gelassen, die sie in liebenswürdiger Milde ihre Wohnung nannte; ja, die Schwiegermutter hätte gerade die Absicht gehegt, wenn Wilhelm nur besser in ihrer Gesellschaft gediehen wäre; aber es verdroß die Frau Feldkämmerer oft, daß die kleine Gans eine solche Gewalt über ihren Sohn gewonnen hatte, ihren Sohn, der so schändlich, auf so unerhörte Weise betrogen sei.

Wenn Victorine indessen in ihrer Wohnung sich einige Stunden in Frieden und ungestört beschäftigen konnte, pflegte sie gewöhnlich ein Tabouret herbeizuholen und sich mit ihrer Arbeit neben das Sopha, neben Wilhelm, zu setzen, jedoch nie, ohne vorher seinen Rath und seine Einwilligung durch einen Blick eingeholt zu haben.

Wenn seine Blicke ihr dann manchmal keine Antwort gaben, dann ließ sie sich stumm und still in dem Winkel nieder, und die Nadel ging nicht weniger flink, wenn

auch dann und wann ein Seufzer nach dem andern sich einen Weg über ihre Lippen bahnte.

Antwortete Wilhelms Blick dagegen: Komm! dann verschönerte sich gleichsam ihre ganze Gestalt, dann strahlte ihr Antlitz von einem Gefühle des Vergnügens, von einer Befriedigung, die ihren Ursprung in ihrem innersten Herzen hatte.

Und Wilhelm war weder blind noch taub, wenn es auch mitunter schien, als sei er sowohl das eine oder das andere.

Er bemerkte sehr wohl die tiefen, lebhaften Gefühle, die allmälig mit kräftigen Flügelschlägen immer in Victorines Innern sich entfalteten. Und gerade, weil sie nicht im Geringsten hartnäckige Behauptungen aufstellte, sondern immer schüchtern und zurückgezogen war, fühlte er täglich um so mehr, wie ihr Einfluß auf ihn sich steigerte.

„Nein, ich muß das Werk in Angriff nehmen,“ sagte Wilhelm tausendmal, und er fügte hinzu:

„Soll denn sie, das arme Kind, allein sich mühen, und allein alles Leid meinetwegen tragen? . . . Bei Gott, ich will arbeiten!“

Und alsdann machte er zwei oder drei Tage nach einander einige Versuche nach der Anweisung seines Vaters in der Landwirthschaft.

Allein bei solchen Versuchen geriethen sie gewöhnlich in Streit mit einander, d. h. Wilhelm schwieg, und der Vater stritt mit sich selbst, daß es eine ganz und gar absolute Unmöglichkeit sei, Wilhelm zu irgend etwas Nützlichem zu bringen — und diese Uneinigkeit nahm immer den Verlauf, daß der Sohn von der begonnenen Thätigkeit zurücktrat, und zu seiner Lieblingsbeschäftigung, nämlich gar nichts zu thun, wieder zurückkehrte.

Einige Mal wagte Victorine in solchen Fällen die Bemerkung, daß Wilhelms Vater es jedoch gewiß wohl meine, daß vielleicht einige Ausdrücke . . .

Aber bei dergleichen Versuchen schien Wilhelm düster und verstimmt zu sein, und warf ihr so trübe Blicke zu, daß die junge Gattin sich schüchtern und furchtsam zurückzog.

Er sagte ihr jedoch nie ein hartes Wort.

Und ein einziges hartes Wort jetzt, und von ihm, würde ihr auch einen tausendmal größeren Schmerz zugefügt haben, als selbst die sarkastischen und bittersten Antworten im Anfange ihrer Ehe, und ohne Zweifel würde ein solches einziges Wort sie viel tiefer ergriffen haben, und einen viel tieferen Eindruck auf ihr Herz gemacht haben, als das ganz lange Register von Beleidigungen und Ausfällen der Schwiegermutter hervorzurufen im Stande war.

Vielleicht war es doch dem jungen Manne als ein

Verdienst anzurechnen, daß — obgleich sein Gemüth stets gereizt und gehetzt war — er doch stets in der Nähe seiner Gattin seine gewöhnliche, freundliche Ruhe beobachtete.

Nicht immer war er so phlegmatisch, wie er schien, das bemerkte wohl derjenige, welcher mit Aufmerksamkeit der ungleichen Art und Weise folgte, wenn die Falten seiner Stirn sich zeigten, oder seine Fingerspitzen dann und wann auf den Seitenstücken seines Sopha's trommelten.

Aber diese Falten, dieses mechanische Spiel der Finger — das war auch alles und jedes äußere Kennzeichen seiner Gemüthsbewegung.

13.

Fernerer Briefwechsel.

Frau H. an ihre Tochter:

„Meine inniggeliebte Victorine!

„O, mein Kind, wie kurzsichtig, wie thöricht sind oft unsere Pläne, wie elend unsere Berechnungen!

„Es gab eine Zeit, wo ich zu Deinem Vater sagte:

„— Sieh da, eine gute, d. h. eine brillante Partie für unsere Tochter! Versäumen wir nichts, damit sie dieser Partie theilhaftig werde.

„Und wir versäumten nichts.

„Wir freuten uns im Gefühle unseres Eigennutzes, daß wir ihren künftigen Gatten hinters Licht geführt: es erfreute uns, unsern eigenen Ruin verdeckt und verborgen gehalten zu haben.

„Aber Gott, der eine solche Falschheit nicht erlaubt, ließ uns bestraft werden.

„Wir wurden gleichfalls betrogen: der reiche Schwiegervater in der Stadt war ein Bettler, wie der reiche Schwiegervater auf dem Landgute.

„Allein nun war Alles zu spät.

„Das Lamm war geopfert, und ich unwürdige Mutter, mir war nichts Anderes übrig, als mir selbst die bittersten Vorwürfe zu machen.

„O, meine Victorine, der Himmel bewahre Dich vor der Reue! Die Reue ist entsetzlich. Sie läßt uns weder Ruhe noch Rast. Sie nimmt tausend Gestalten an, und drängt sich an unsere Seite, Tag und Nacht.

„Ich erstaune über die Allgewalt Gottes, an die ich früher fast gar nicht dachte.

„Nur ein Jahr, ein armes, einziges Jahr ist verstrichen, als es mir noch erschien, meine Macht sei gleichfalls groß.

„Und nun, wo die grausamen, drängenden Sorgen in meine Seele eingekehrt, und meinen Stolz mit Füßen getreten, bin ich in den Staub gefallen, tiefer mit jedem Tage.

„Und ich habe nun beten gelernt aus demüthigem, duldsamen Herzen:

„— Herr! nicht wie ich, sondern wie Du willst!

„Es war, ich fühle es, eine strenge, aber belehbende und wohlthuende Zucht, die mir der Herr gesandt.

„Ich erinnere mich, daß ich selbstisch und hochmüthig bis zur letzten Stunde vor meinem Falle war.

„Aber an jenem Morgen, als ich zur Gewißheit erwachte, zu einer Gewißheit, deren ganzen, entsetzlichen Umfang ich noch kaum zu erfassen vermag — an jenem Morgen ward mein starres Gemüth für immer vernichtet, und die Krankheit — die lange Krankheit, während welcher ich recht Deinen Werth, meine geliebte Victorine, kennen lernte — die vollendete das Werk so, daß ich in Wahrheit sagen kann: ich bin mit jedem Tage ein andrer Mensch geworden.

„Und wie innig bete ich für Dich, die Du täglich die Strafe für den sündhaften Eigennutz Deiner Eltern erleiden mußt.

„Mein treues, liebes Kind, ich vermag Dir nicht die Sehnsucht zu beschreiben, mit welcher ich eines Briefes von Deiner Hand harre! Verheimliche mir nichts; ich beschwöre Dich, nicht glauben zu wollen, daß Du mich dadurch schonest.

„Nein! Tausendmal lieber die Wahrheit, als die tödtende Furcht, die mir immer zuflüstert: es ist schlimmer noch, als sie sagt, viel schlimmer. . . . . .

. . . .

„Meine geliebte Tochter! Ich habe Deinen Brief gelesen, derselbe hat mir in der That Trost und Muth eingeflößt.

„Ich sehe wohl ein, daß Du viel Verdruß und

viele Unannehmlichkeiten, von Seiten Deiner nicht sehr edelmüthigen oder hochherzigen Schwiegermuter zu ertragen hast.

„Allein Du trägst diesen Verdruß, diesen Kummer in einer so würdigen Weise, daß Du Deine Mutter und Deinen Vater erfreust, zu gleicher Zeit, wo Du Dir selbst ein gutes Gewissen erwirbst, und mit Hilfe Gottes Dir eine bessere Zukunft gründest.

„Du hast eine Art und Weise, zu schreiben, liebe Victorine, die in der That erfrischend ist.

„Es ist mir, wenn ich einen lieben, lieben Brief von Dir erhalte, als wichen die dunklen, finstern Gedanken zurück, die mich so oft umschweben, als hörte ich eine Stimme flüstern:

„— Dein Kind ist in seiner Erniedrigung nicht erniedrigt!

„— Es durchgeht nur eine Schule von unberechnenbarem Nutzen, die auf ihre ganze Lebenszeit wirkt.

„Ach, es giebt auch etwas Anderes, wodurch Du mich sehr erfreust.

„Es ist die Gewißheit, die immer größer wird, daß Wilhelm selbst, mit allen seinen Fehlern, doch derjenige Mann ist, den Du, wäre Deine Wahl frei gewesen, selbst würdest gewählt haben.

„Und wie danke ich ihm, daß er so gut gegen Dich ist, daß er Dich vertheidigt und Dir zur Seite steht, wie es seine Pflicht ist. Ja, es zeugt zu seinen Gun-

sten, daß er nun jetzt gerade in einer ganz anderen, liebenswürdigen und vertrauten Weise gut mit Dir umgeht, als im Anfange Eurer Bekanntschaft.

„Vielleicht wird auch einst der Tag kommen, an welchem er eingesteht, daß auch die Wahl, die er getroffen, gerade die richtige sei.

„Ich glaube dies um so mehr, weil Du Dich mehr und mehr an ihn anzuschmiegen scheinst.

„Fahre fort auf dem eingeschlagenen Wege! Und wenn Deine Geduld zu reißen droht, so denke nur daran, daß Du tausendmal glücklicher, als Deine Mutter bist.

„Denn wenn diese über ihre eigenen Fehler und Verirrungen weint, hast Du nur über die Sünden Anderer zu trauern.

„Und sollte das Glück, daß Dich scheinbar so hoch gestellt, Dir doch nicht auf Erden blühen — dann, gutes, zärtlich-duldsames Herz, wirst Du immer Dein Glück in dem finden, was Gott Dir beschieden hat. Du wirst immer ein zufriedenes Herz besitzen, denn Du gehörst zu den wenigen reinen Seelen, die an Wenigem genug haben.

„Mein Segen und meine innigsten Gebete folgen Dir immer!

„Lebe wohl, meine geliebte Tochter!

„Umarme mit einem Gruße von mir die verehrungswürdige Tante Ulla!

„Empfange selbst tausend Grüße und Umarmungen von Deiner

„Dir innig ergebenen Mutter

Helene H.“

Die Antwort Victorinens.

„Meine arme, gute, liebe Mutter!

„Wenn Mama's Brief in einer andern Weise geschlossen hätte, ich würde darüber in Verlegenheit gerathen sein.

„Nein, ich dulde es nicht, ich halte es nicht aus, daß meine Mutter selbst in einer so grausamen Weise sich anklagt. — Versprechen Sie mir feierlich, daß es das letzte Mal sein soll!

„Das Unglück, das über Sie hereingebrochen ist, ist von so entsetzlicher Art, daß Gott es gewiß als eine Versöhnung der weltlichen Ansichten betrachtet, die Sie hegten, und was meine Heirath betrifft, so . . . ach, trauern Sie darum nicht.

„Ja, ja, weshalb sollte ich nicht eingestehen, daß Ihre Ahnung richtig ist?

„Wenn ich damals zu wählen verstanden hätte — Wilhelm würde meine Wahl gewesen sein.

„Und die Kleinigkeiten — denn so nenne ich in der That die Kämpfe, die ich mit meiner Schwieger-

mutter durchzumachen habe — sind nichts, wenn ich in die andere Schaale die Freuden lege, die ich jeden Tag empfinde, wenn Wilhelm mir mit Blicken, durch Lächeln und freundliche Worte Alles wieder versüßt.

„Gestern z. B. waren hier Gäste, und gerade in dem Augenblicke, wo wir zu Tische gingen, kam noch ein Gast, ein Herr, an.

„Schon saßen wir ziemlich enge an der Tafel, allein jedenfalls nicht so enge, daß ja immer noch ein Couvert hätte gedeckt werden können.

„Allein die Schwiegermutter sagte, als das Mädchen dies thun wollte: — das geht nicht, die Herrschaft würde zu gedrängt sitzen. Victorine, Du wirst so gut sein, und Dich mit Deinem Couvert nach dem kleinen Tische hinbegeben!

„Ich erhob mich sofort. Aber ich hatte kaum meinen Platz erreicht, ja, ich hatte denselben in der That noch nicht erreicht, als ich schon Wilhelm mit seinem Couvert an demselben Tische sitzen sah.

„— Wilhelm, Wilhelm, was soll das bedeuten, was machst Du da? rief meine Schwiegermutter, vor Zorn erröthend.

„— Haben Sie nicht gelesen, beste Mama — antwortete er, als wollte er einen Scherz daraus machen, denn er haßt es, sie zu beleidigen — daß die Frau Vater und Mutter verlassen soll, und ihrem Manne folgen? . . .

es scheint mir billig zu sein, daß der Mann dasselbe thue.

„Nun entstand ein ungeheurer Lärm unter den Gästen, und ein Hin= und Herschieben der Stühle... allein wir blieben an dem kleinen Tische sitzen, und ach, wie fröhlich war die Mahlzeit!

„Schwiegermama warf uns zornige Blicke zu, aber Tante Ulla lächelte, und amüsirte sich über die kleinen Artigkeiten und Scherze, die Wilhelm an mich verschwendete. Er nöthigte mich immer von jedem Gericht zuerst zuzulangen u. s. w.

„Allein, auf heute will ich schließen, ich habe noch viel zu thun — viel zu nähen, viel zu wirthschaften.

Immer Ihre

Victorine.“

14.

Die Katastrophe.

Es war im Junimonat und sehr heiß.

Die Frau Feldkämmerer hatte weislich befohlen, daß Victorine im großen herrschaftlichen Gebäude den ganzen Tag über plätten müsse.

„Wahrhaftigen Gott!“ sagte die ehrenwerthe Dame zu ihrem Manne, „die kleine Frau muß lernen, daß mehr dazu gehört, sich zu kleiden, als nur die fertigen Kleider anzuziehen.“

Victorine verließ, ohne zu widersprechen, ihren sonst gewöhnlichen Arbeitstisch und diese Arbeit bestand darin, ungeheure Massen von alten gebrauchten Tischtüchern auszubessern, die bei der Versteigerung im künftigen Herbste verkauft werden sollten; aber obgleich sie über die Mühseligkeiten des Tages weder den Willen, noch den Muth zu klagen besaß, übernahm sie jedoch mit wirklichem Schmerze diese Arbeit und litt in ihrer jetzi=

gen Lage, bei ihrem jetzigen Zustande nicht wenig durch die durch das heiße Eisen gesteigerte Hitze, nicht davon zu reden, daß sie nicht sehr geübt sei, das Eisen selbst zu führen.

Wilhelm hatte an diesem Tage wieder den Anfang einer seiner guten Perioden.

Er war ausgegangen, um irgendwo in einem entlegenen Winkel des Gutes die Arbeiter zu beaufsichtigen.

Bevor er Nachmittags die Wohnung verließ, beabschiedete er sich von seiner Gattin, und fand hier, daß sie, der Gewalt ungeachtet, die sie sich anthat, fast jeden Augenblick in die Kniee sank.

„Bei Gott! das geht nicht, mein süßes Kind,“ sagte er und nahm ihr mit freundlicher Gewalt das Plätteisen aus der Hand.

„Mein bester Sohn, stehe doch nicht da und plaudere und spiele mit der Person, bis sie zuletzt heute gar nicht mehr arbeiten kann!“ — ertönte plötzlich die Stimme der „gnädigen Frau Feldkämmerer“ hinter ihm.

Person, Mensch u. dergl. mehr, bildeten die Variationen der liebkosenden Redensarten unserer Schwiegermama.

„Ich plaudern — ich scherzen! — ich stehe ja ernst hier und mache nur meiner Frau Vorwürfe darüber, daß sie mit einer Arbeit beschäftigt ist, die sie

durchaus nicht bei ihrem jetzigen Gesundheitszustande übernehmen darf.“

„Was? die sie nicht übernehmen darf?.... die ihrer Gesundheit schaden könnte.... Ach, mein Gott und Schöpfer, hat denn nicht auch diejenige, die sogar die Füße unter ihren eigenen Tisch setzt, auf denselben stehen müssen, vom Morgen bis zum Abend... und am Ende ist es nicht der Mühe werth, daß Du die zarte Blume noch zarter zu machen versuchst; das versteht schon sie selbst.“

„Meine Mutter, diese...“

„Ja, ja, das ist die reine Wahrheit, das ist meine Meinung und ich erlaube hier durchaus keine Eigenmächtigkeiten — meiner Seele, wenn ich es thue — jetzt weißt Du meine Meinung!“

Ohne ein Wort zu reden, ergriff Wilhelm die Hand seiner Frau und sagte:

„Komm, meine liebe Freundin — ich werde Dich auf Dein Zimmer begleiten! Und wenn Du noch nach dieser Anstrengung Dich zu beschäftigen vermagst, dann aß es bei irgend einer leichten Handarbeit bewenden. Ich verbiete Dir alles Andere!“

Und er führte sie aus dem Zimmer im Hauptgebäude.

Wer war auf einmal eben so glücklich, wie angstvoll?

Nur Victorine.

Wilhelm hatte sie gegen seine Mutter vertheidigt, und auf dem Wege die Treppe hinab über den Hof hatte er ihren Arm herzlich an sich gedrückt, gelächelt und — erst nachdem er ihr alle mögliche Vorsichtsmaaßregeln eingeprägt, sich seines Weges auf das Feld hinausbegeben.

Indessen war die Frau Feldkämmerer, sobald sie von ihrem Erstaunen zurückgekommen, durch welches sie allerdings auf einige Augenblicke verstummte, zur Tante Ulla geeilt und dort einen Fluß von Vorwürfen gegen die gute alte Dame hervorgestoßen, die ganz und gar das elende Pack durch ihr Mitleid verdorben habe, und zwar so, daß jeder Tag einen neuen Aerger brächte.

„Um Gotteswillen, was ist denn geschehen?“ sprach die Tante; „was hat Victorine denn gethan?“

„Ja, danach fragen Sie mit Recht, Cousine; allein Wilhelm schämt sich nicht, den Herrn im Hause seiner Eltern spielen zu wollen.“

„Wir sprechen ja jetzt von Victorinen!“

„Ich rede nur von dem, was wir gesehen und gehört haben, aber das kann ich sagen, das habe ich mir nicht gedacht, das habe ich nicht erwartet... Aber wer ist es wohl eigentlich, der ihr die Einbildung eingeflößt hat? Sie sei zu schwach, dies feine Ding, um zu arbeiten.... Hüte Dich, mein liebes Kind, mein Herzenskind! — Pfui über solche dumme, nichtsnützige Re-

densarten! Ich dulde so etwas nicht, ich habe es nie geduldet, und so lange, wie ich am Ruder stehe....“

„Nein, meine beste Josephine, jetzt geht es fast über alle Grenzen!

„Du läßt Deinen Zorn gegen mich aus, und zwar nur deshalb, weil Du ihn gegen Deinen eigenen Sohn nicht auszulassen wagst. Aber das sage ich Dir, wenn er seine Frau von der Arbeit zurückgehalten hat, oder gar abgeführt hat, bei welcher Du sie anstelltest, dann ist es gewiß recht und billig und das weiß i.., unzeitige Mitleidsgefühle die kennt er nicht.“

„Ach ja, siebenmal mehr, als Unrecht, ist es, weil es sich um eine solche Person handelt, die durch List in unsere Familie eingedrungen und sogar Schande auf unser Haus gehäuft hat... Warte aber, ich werde mit ihr reden, sobald er aufs Feld gegangen sein wird!“

Bei dieser Drohung empfand Tante Ulla einen so gerechten Zorn, daß die Rosette, die sie soeben mit kunstvoller Hand an ihrer Haube geschlungen hatte — Tante Ulla war nämlich vor dem Spiegel überrascht worden, woselbst sie ihre Morgentoilette machte — heftig zu zittern begann, und wenn erst die Rosette auf Tante Ulla's Haube zitterte, dann war es allerdings Zeit, die Segel einzuziehen, denn obgleich sie das beste Herz von der Welt besaß, konnte sie doch in Zorn gerathen, und wenn dies erst geschah, dann war es in allem Ernste.

Die Frau Feldkämmerer, die glücklicherweise zeitig

genug dieses wohlgekannte Signal entdeckte, und nun um so weniger Lust empfand, sich mit Tante Ulla zu bruilliren, weil man jetzt nur Schulden und Unannehmlichkeiten besaß, sattelte plötzlich um und fügte mit verstellter Freundlichkeit hinzu:

„Du himmlischer Vater, so von seiner nächsten Anverwandten verkannt zu werden!

„Sowohl Sie, Cousine, wie Wilhelm, sind gegen mich, weil Ihr nicht begreift, daß es gerade zu Victorinens eigenem Besten ist, daß ich mich so sehr mit ihr beschäftige und ihr von jeder vorkommenden Arbeit zu thun gebe, damit sie eine tüchtige Hausfrau werde. Ja, so wahr ich lebe und eine ehrliche Mutter sein will, ich habe aus Ueberzeugung, aus Liebe gehandelt... und meine Liebe ist vernünftig.“

„Ja, Josephine, ich glaube auch nicht, daß Du es so schlecht meinst, wenn es allerdings gerade mitunter so zu sein scheint. Willst Du mir versprechen, aber das Versprechen will ich haben — Dich jetzt nicht zu dem armen Kinde auf ihr Zimmer zu begeben, dann werde ich schweigen.“

Nun versprach somit die Frau Feldkämmerer Alles, was ihre Cousine forderte.

Allein „die gnädige Frau“ auf Tidanäs handelte nach gewissen jesuitischen Grundsätzen, z. B. von nothgedrungenen Versprechungen, von arrières pensées u. s. w.

Wir werden bald erfahren, daß sie in der Wirk=

lichkeit diese Grundsätze zu praktischer Anwendung brachte.

Die Uhr war ungefähr vier Uhr Nachmittags, als Wilhelm zurückkehrte.

Eine kleine Strecke entfernt von dem Herrnhofe begegnete ihm der Kutscher, welcher im gestreckten Galopp einen Wagen, mit den besten Pferden seines Vaters vorgespannt, in gewohnter Weise über Stock und Stein dahinlenkte.

„Was giebt's? Halt, halt! Wo willst Du hin?" frug Wilhelm ihn.

Der Kutscher antwortete zwar einige Worte im Vorüberfahren, allein der junge Mann vermochte sie nicht zu enträthseln und eilte eben deswegen um so schneller nach Hause.

Sowie er auf den Hofraum trat, kam ihm die Frau Feldkämmerer, gar heftig aufgeregt, mit purpurrothen Wangen und feuersprühenden Augen entgegen.

„Ist Jemand krank, Mama? der Wagen war ja leer?"

„Mein bester Wilhelm, ich betheure, ich versichere Dir heilig und feierlich, Gott ist mein Zeuge, daß ich keine Schuld daran habe, was man Dir vielleicht einzubilden versuchen wird!"

„Ha! Victorine...."

Wilhelm wollte in die Wohnung stürzen.

„Nein, sei nicht so eilig, Du mußt einen Augenblick Geduld haben! Du wirst nur das Schlimme schlimmer machen, mein Junge! Ich sage Dir, sie strauchelte zufällig — indem sie über die Schwelle ging und fiel.... wie wenig gehört dazu! Das Unglück, wenn es kommt, muß immer einen Grund haben. Aber tröste Dich: Was geschehen, ist nun einmal geschehen, und gegen das Schicksal und die Führungen der Vorsehung vermögen wir nichts zu thun — und ich, mein lieber Wilhelm, habe Alles gethan, was in meinen Kräften stand... Du siehst selbst, daß ich den Kutscher nach dem Arzte gesandt habe.“

Wilhelms Antlitz hatte jede Spur seiner gewöhnlichen Trägheit verloren — tiefe Seelenangst sprach aus allen seinen Zügen.

Ohne ein einziges Wort zu erwiedern, aber mit einem Blick des strengsten Vorwurfes riß er sich von der Mutter los und eilte in seine eigenen Zimmer.

Hier trat Tante Ulla ihm entgegen.

„Todt vielleicht?“ — stammelte er mit bebend-zitternder Stimme.

„Nein, nein, mein Freund! So Gott will, ist das nicht zu fürchten. Aber sie ist sehr schwach, so schwach, daß Du Dich hüten mußt, Deine jetzige Gemüthsstimmung zur Schau zu tragen, wenn Du mit ihr sprichst.“

„O fürchten Sie nicht, ich werde mich beherrschen... Jedoch wenn sie am Leben bleibt, dann werden wir von dannen ziehen — das ist mein fester Entschluß. — Ja, bei Gott, mein festester Entschluß!... Du armer Engel — die einzige Freude, die ihrer in Zukunft vielleicht erwartete, ist nun dahin.... Lassen Sie mich, Tante, lassen Sie mich...., ich muß zu ihr hinein!“

15.

Der Entschluß gedeiht zur Handlung.

Viele lange Tage hindurch schwebte Victorine zwischen Leben und Tod, und während dieser ganzen Zeit that Wilhelm nicht die leiseste Frage in Betreff der Ursache ihrer Krankheit.

Allein eines Tages — dem ersten, an welchem sie blaß, wie eine Lilie, und mild, wie ein Sonnenstrahl, vom Krankenlager auf's Sopha hingeführt worden war, nahm er neben ihr Platz und begann mit freundlicher, herzlicher Stimme um jene Ursache zu fragen:

„Auf Ehre, Du mußt mir jetzt sagen, wie es gekommen ist! Ich bat Dich ja, Du möchtest doch ruhig hier auf unsern Zimmern bleiben?“

„Ach!“ antwortete sie mit einem Blicke, der tief in Wilhelms Herz drang, „ach, muß ich das denn wirklich erzählen?“

„Nicht wahr, es war meine Mutter, die Dir befahl, wieder hinaufzugehen? Das kannst Du mir wenigstens doch sagen!“

„Nein, ich betheuere, befehlen, das that sie nicht.“

„Aber jedenfalls betrat sie diese Zimmer, und machte Dir heftige Vorwürfe?“

„Wilhelm, Du darfst nicht fordern, daß ich irgend etwas Unfreundliches von Deiner Mutter sage. Sie hat einen heftigen Charakter und Du beleidigtest sie ebenfalls, als Du mich von der Arbeit nahmst, die sie mir aufgetragen hatte, um alsdann . . .“

„Alsdann mußtest Du das entgelten, Du armes Kind?“

„War es doch meine eigene Schuld! Sie war so aufgeregt, als sie von mir ging, daß ich unwillkürlich ihr nachlief, um ihr zu sagen, daß ich mich besser fühlte und wieder zu der Arbeit zurückkehren wollte. Dabei . . . durch die Eile, mit welcher ich ihr nachlief, war ich unvorsichtig und fiel . . . wie Du weißt. Ja, ja, das ganze Unglück war, was ich Dir schon gesagt habe, mein eigener Fehler.“

Wilhelm drückte sein junges Weib an sein Herz.

„Weißt Du, Victorine, daß diese edle Handlungsweise Dich so hoch in meinen Augen stellt, daß mich unwillkürlich der Gedanke erfaßt, daß jedes Unglück uns näher aneinander führt?“

„Dasselbe Gefühl lebt auch in mir. Es ist mir

so beruhigend an Deinem Herzen, und dann und wann bilde ich mir sogar ein, Du würdest mich vielleicht . . . vielleicht . . ."

„Nun, was?"

„. . . Vielleicht doch ein wenig vermißt haben, wenn ich gestorben wäre?"

„Wenn Du gestorben wärst, Victorine, würde ich — glaube es mir, ich rede die Wahrheit — Dich tief vermißt haben."

Die blasse, junge Frau erröthete bei diesen Worten.

„Reden wir doch, anstatt von dem Tode, lieber von dem Leben und seinen Bedürfnissen . . . weißt Du, was wir jetzt thun werden?"

„Nein, ich wage nicht, davon eine Ahnung zu hegen."

„Wir werden uns eine eigene, kleine Heimath gründen, denn so, wie es bis jetzt gewesen, geht es nicht länger — das darf nicht sein!"

„Wie? — wir . . . wir zwei eine eigene Heimath? Du, Wilhelm, Du solltest arbeiten wollen?"

„Armes Kind! Du hegst keine große Hoffnung von mir, das höre ich an dem Ton Deiner Rede."

„O, mein Gott —" und Victorine faltete in rührender Andacht die Hände, „das wäre ein zu großes Glück!"

„Hast Du denn nicht bemerkt, daß Deine Milde, Deine Duldsamkeit, Dein Muth, Deine unablässige

Herzensgüte den Weg in meine Seele gefunden haben? Begreifst Du nicht, daß inmitten dieses Chaos' materieller Sorgen Gefühle hervorsprießen, die wir nie für einander gehegt haben würden, wenn wir in der Atmosphäre geblieben wären, die uns bestimmt war, und in welcher Du Dich von einer weniger vortheilhaften Seite zu zeigen vermochtest?"

Victorine hörte ihren Gatten an und wagte kaum, Athem zu schöpfen; aber ihr Antlitz strahlte in einer solchen Verklärung, aus jedem ihrer Züge sprach ein so unaussprechliches Glück, daß sie keines Wortes fähig war.

Wilhelm ergriff ihre Hände und schaute sie schweigend an.

Dies war das erste beredte Schweigen ihres Zusammenlebens.

„Werden wir in diesem Herbst von hier ziehen?" frug sie schüchtern.

„Sobald nur Du genesen bist — ich habe bereits Schritte gethan."

„Allein, Deine Eltern, die werden nicht . . ."

„Beruhige Dich — auch ich habe einen Willen, und wenn ich mir vorgenommen habe, von demselben Gebrauch zu machen, dann geschieht es!"

Und noch an demselben Tage benachrichtigte Wilhelm seine Eltern von dem unwiderruflichen Entschlusse, den er gefaßt hatte.

Die Herrschaft auf Tidanás betrachtete die ganze Sache als eine Ungereimtheit, welche kaum des Widersprechens werth sei.

Der Feldkämmerer lachte, die „gnädige Frau“ bekreuzte sich.

Allein Tante Ulla sagte in allem Ernste:

„Laßt nur den Kindern ihren Willen — zum nächsten Jahre müßt Ihr Euch selbst nach einer andern Heimath umsehen.“

Jetzt tauchten aber Widersprechungen aller Orten auf. Aber Wilhelm blieb taub gegen sie alle — —

— — — — — — — — — — —

Auf einem frühern herrschaftlichen Gute, welches jetzt an Bauern übergegangen war, fand man eine Wohnung, die man miethete.

Ungefähr in der Mitte Juli zog in der That das junge Paar in diese, drei Meilen von Tidanás entfernte Wohnung ein.

Der Feldkämmerer sagte, indem er dafür Sorge trug, daß die Meubles, die Wilhelm früher als Junggeselle benutzt hatte, dort hinabgeführt wurden:

„Ich denke, wir werden sie bald hier wieder zurückerhalten und auch die Herrschaft nebenbei.“

Und die „gnädige Frau“ fügte hinzu:

„Wenn erst die Lebensmittel aufgegessen sind, die ich eingepackt habe und ihnen mitgeben werde, dürften auch Wilhelms Entschlüsse, zu arbeiten, ein Ende haben!“

Tante Ulla machte weiter keine Reflectionen, sondern sagte nur:

„Haltet Euch tapfer, meine Freunde, und verliert den Muth nicht! Wenn Wilhelm, wie er gesagt, sich auf die Advocatur wirft, dann wird er schon etwas verdienen. Und wenn ich sehe, daß es zu etwas führt, werde ich Euch wohl auch nicht vergessen. Aber ich gehöre zu denjenigen, die sehen wollen, ehe sie glauben.“

Bei dem Abschiede von Tidanäs entfielen Victorinen nur wenige Thränen, aber sie fielen an dem mütterlichen Herzen der Tante Ulla.

16.

Das Leben auf Blombo.

Blombo war ein Ort, welcher durchaus nicht von der Natur stiefmütterlich behandelt war, und man könnte dort ganz gut leben, wenn man etwas zu leben hat.

Der Ort war sogar romantisch und die Zimmer besaßen noch immer einen Anstrich von Eleganz, die durch die schönen Meubles Wilhelms noch obendrein erhöht wurden.

Und unser junges Paar lebte auch dort ganz vortrefflich, so lange noch die Schinken, die Würste und die Gänsebrüste der Schwiegermama nicht ausgingen.

Victorine knickte Eier und bereitete Rühreí, während Wilhelm Feuer anmachte und die eiserne Pfanne hervorholte — denn man wollte die Haushaltung nicht mit zu großen Ausgaben belasten, und begnügte sich deshalb mit einem kleinen Laufmädchen, welches die Kuh melkte, die Tante Ulla ihnen geschenkt hatte, und

den drei spanischen Hühnern, welche der Feldkämmerer aus besonderer Gnade seiner Schwiegertochter gegeben, das Frühstück bereitete.

„Ach, Du lieber Gott,“ sagte Victorine, als der Mittagstisch gedeckt war, und auf den weißen, schimmernden Servietten einfache Krüge mit frischen Blumen standen, „ach, mein Gott, wie wenig gehört doch, um zu leben und um glücklich zu leben!“

„Ja, ja . . . allein wenn unsere Vorräthe ein Ende nehmen?“ sprach Wilhelm bedächtig.

„Nun, wir werden gut Haus halten, und wenn die Vorräthe auch dahin sein werden, bleiben uns ja noch immer die Hühner und die Kuh, und Deine Advocatur nicht zu vergessen, auf die Du Dich zu legen gedenkst.“

„Ja, ja — ich muß nächstens ernstlich daran denken.“

„Ja, davon bin ich überzeugt!“

„Hörst Du, wie es in den Bäumen säuselt?“

„Wenn wir gegessen haben, werde ich erst Alles wieder abtragen, und dann gehen wir in die Laubhütte im Garten, und während Du schläfst, werde ich gegen die Mücken kämpfen und nebenbei ein wenig nähen.“

„Nein, auch Du mußt schlafen und Deinen Kopf an meine Brust lehnen, so, wie gestern. Und wenn wir geschlafen haben, werde ich Dir etwas vorlesen, damit Dir das Nähen nicht zu langweilig wird.“

„O, wie herrlich! Wenn wir nur lange, recht lange so leben könnten!"

„Nun, genießen wir, was wir haben, mein Kind, darin besteht die rechte Lebensweise! Kommt Zeit, kommt Rath."

„Aber, Wilhelm, man muß doch immer ein wenig an die Zukunft denken; Du weißt gar nicht, was ich schon für Geschäfte gemacht habe."

„Ja, Du kommst immer zuerst, kommst mir immer zuvor, das weiß ich schon!"

„Es hatte eine Ueberraschung auf morgen, auf Deinen Namenstag sein sollen — aber ich vermag nicht, so lange zu warten — mitunter ist es gar zu schön, wenn man Alles ausplaudern kann!"

„Was ist denn das, mein Kind?"

„Ich habe mir bei Mutter Martha ein Ferkel eingetauscht und zwar so, daß ich das Ferkel abnähe."

„Du nähest das Ferkel ab — nun, das ist gar zu lustig . . . allein, sage mir einmal, Victorine, womit beabsichtigst Du diesen neuen Günstling zu füttern? Du weißt vielleicht nicht, daß dergleichen Ferkel, mögen sie auch noch so klein sein, einen ungeheuern Appetit haben."

„Ja, daran habe ich schon gedacht," antwortete Victorine mit einer triumphirenden Miene.

„Nun, dann besitzest Du allerdings ein entschiedenes Haushaltungsgenie, denn wenn Dein neuer Günst=

ling sich nicht mit den abgenagten Knochen und Keulen seiner Vorväter zu begnügen weiß, dann weiß ich auf Ehre nicht, was wir ihm vorsetzen sollen!“

„Nun, spotte Du nur; aber Geduld ... Siehst Du den kleinen Acker dort mit den Kartoffeln? ... Das ist aber doch auch gar zu toll, daß ich nichts bis auf morgen aufsparen kann!“

„Nun ... und dieser Kartoffelacker?“

„... Ist der unsrige: der Deine und der meine! Er wird gewiß vier, oder fünf Scheffel geben.“

Man vermag sich nicht den Stolz zu denken, mit welchem die frühere Erbin mehrerer Hunderttausend Thaler diese Worte aussprach.

„Aber wie ist das möglich?“

„Nichts war leichter, nachdem ich erst die Idee erhalten hatte. Die Ideen sind immer die Hauptsache.“

„Ja, darin hast Du Recht! aber ich begreife Dich nicht ...“

„Mein blauer, seidener Shawl, den Du nie hast leiden mögen, stach Mutter Martha ganz besonders in die Augen und ...“

„Ach, Du liebes Kind! Möchte doch jetzt die Reihe an mir sein, daß auch ich eine Idee bekäme!“

Am folgenden Tage war Wilhelms Namenstag und zur Feier desselben wurde der Kaffee in der Gar-

tenlaube eingenommen . . . und siehe: dort stand ja noch die schönste Ueberraschung in der Gestalt zweier jungen, mit Kränzen geschmückten Lämmer, die an einem Baume angebunden waren.

„Nein,“ rief Wilhelm, „jetzt demüthigest Du mich!“

„Ganz und gar nicht!“ antwortete Victorine, „ich ermuntere Dich nur.“

„Ja, in der That!“

„Dieses neue Eigenthum habe ich dadurch erworben, daß ich mich verpflichtet habe, Mutter Martha's Mädchen lesen und nähen zu lehren; Du weißt, daß ich schon damit den Anfang gemacht habe.“ — — —

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Aber des Kartoffelackers, der Lämmer und des Ferkels ungeachtet — das Letztere war nur eine Hilfsquelle für die Zukunft, und die Kartoffeln wucherten noch auf dem Acker — gab es große Noth im Hause, als der Vorrath von Tidanás endlich ein Ende hatte.

Und derselbe wurde nicht erneuert — nicht, weil man ihn ja gern erneuert hätte, sondern weil Tante Ulla wohlweislich sagte:

„Laßt das nur sein; alsdann werden wir auch sehen, wozu die Noth, die manchmal ein guter Lehrer ist, sie zu zwingen vermag — noch hörte man gar

nichts, weder von der beabsichtigten Advocatur, noch von andern Unternehmungen Wilhelms."

Wilhelm hatte indessen doch etwas unternommen.

Nachdem er nichts mehr zu essen hatte, begann er zu fischen und zu jagen.

Das Letztere wollte nicht recht glücken, weil man weder einen Hund anschaffen, noch füttern konnte, allein das Fischen warf mitunter reichlichen Gewinn ab.

Wenn Wilhelm des Morgens in solcher Absicht seine Wohnung verließ, hatte man ein Signal verabredet, dessen Zweck es war, Victorinen im Voraus zu erkennen zu geben, inwiefern es des Mittags zu essen gebe, oder nicht.

Wenn Victorine eine Stange an einem bestimmten Orte errichtet sah, dann konnte sie mit Zuversicht das kleine Laufmädchen an die Küste senden, damit sie das frische Gericht, wie es aus der See kam, nach Hause trüge.

Kam die Stange aber nicht vor zwölf Uhr zum Vorschein, dann erhielt das arme Kind einen ungeheuern Kummer, denn in dergleichen Nothfällen, an solchen leeren Tagen, hatten schon die drei spanischen Hühner Victorinens unter schmerzlichen Thränen das Leben eingebüßt, das eine nach dem andern, und nun war nichts weiter herbeizuholen, als das Ferkel, das noch nicht zum „holen" war, denn Kartoffelschaalen war gerade kein Futter, wornach man fett wurde.

Allein wie traurig Victorine auch war, wenn die Stange nicht errichtet wurde, verlor sie doch nie den Muth, denn so lange sie noch, wenn auch immerhin nur einen kleinen, Tauschhandel mit ihrer Wirthin Martha treiben konnte, ging es immer leidlich.

17.

Der Versuch.

Endlich wurde es jedoch Wilhelm einleuchtend, daß er etwas Anderes ergreifen müsse, als die Angelruthe.

Der Herbst kam heran, und troß aller Umsicht Victorinens vermochte man nicht länger zu verhindern, daß die wirkliche, blasse Noth tagtäglich näher heranrückte.

Aber leider gab die Quelle, an welche man sich wandte, bei weitem nicht den Gewinn, worauf man gerechnet hatte.

Wilhelm hatte zwar einige Prozeßsachen zur Führung erhalten, allein gewöhnlich hegte er andere Ansichten, als seine Clienten, und anstatt sich ihm anzuvertrauen, wandten sie ihm oft im tiefsten Verdruß den Rücken, und so geschah es denn, daß eine sogenannte sichere Hoffnung nach der andern verschwand.

„Nächstes Mal wird es besser gehen!“ tröstete die immer trostreiche Gattin.

Aber das nächste Mal ging es gerade so schlecht, daß Wilhelm, trotz seines phlegmatischen Charakters, fast rasend nach Hause kehrte.

„Gott gebe, daß Du nur den Muth nicht verlierst,“ sagte Victorine eines Morgens, als ihr Mann gedankenvoll im Zimmer auf und abging.

„Nein, den Muth verliere ich gewiß nicht,“ antwortete er; „allein, da mir meine Ueberzeugung nicht feil ist, sieht es allerdings finster in Betreff des Planes aus, welchen ich durchzusetzen beabsichtigte. Und ich zittere, wenn ich daran denke, daß Du vielleicht zuletzt Noth leiden wirst.“

„Ach Gott, wie kannst Du nur gleich an mich denken!“

„Denkst Du denn nicht immer an mich?“

„Das ist ja ganz natürlich!“

„Ja, das ist allerdings natürlich, daß Du tausend neue Ideen zu unserer Rettung erfinden mußt, während ich keine einzige habe!“

„Wie kannst Du so ungerecht gegen Dich selbst sein? Wie viele schöne Mahlzeiten, sowohl Mittags, wie Abends, hast Du uns nicht durch Dein Fischen verschafft . . . Und heute . . .“ fügte sie hinzu, indem sie tief erröthete.

„Nun ja, heute, Du armes Kind, ich verstehe

Dich schon — irgend eine Hoffnung ist wieder über Bord gefallen . . . nun, ich muß wohl hinaus! Wir wollen sehen, ob mir das Glück günstig sein wird.“

„Ach ja, das ist schön . . . und hörst Du, Wilhelm, Du steckst doch die Stange auf, sobald es Dir irgend möglich ist?“

„Das versteht sich . . . Apropos, was unsere Hoffnungen betrifft: ich glaube, die Kartoffeln . . .“

„Ja, bester Wilhelm, mit den Kartoffeln sieht es sehr bedenklich aus, denn Du kannst Dir doch denken, daß, wenn die Kuh keine Weide hat, man auf andere Art und Weise, so gut wie es geht, sie unterhalten muß, sie hat trotzdem fast aufgehört, Milch zu geben.“

„Ja, alle Geschöpfe der Erde sind undankbar, nur Du nicht, mein Kind!“

Mit diesen Worten, die Wilhelm mit einem Lächeln gesprochen hatte, begab er sich auf den Weg, um seine Recognoscirungen in Bezug auf die Mittagsmahlzeit zu beginnen.

Die arme Victorine hatte mehrere Stunden hinter einander alle Minuten durchs Fenster geschaut, ob sie nicht die Stange sähe.

Allein immer vergebens.

Endlich meinte sie — und das war wenigstens

eine tröstende Hoffnung — daß der Nebel des Herbsttages ihr die Aussicht benähme, weshalb sie sich auf eine Anhöhe in der Nähe des Hauses begab, um von dort aus um so besser die Stange zu erblicken.

Aber o weh, sie erblickte dessen ungeachtet keine Stange!

Und der Mittag kam immer näher heran. Nun stützte sie sinnend den Kopf in ihre Hand.

„Werde ich denn gar nichts auf den Tisch setzen können, wenn Wilhelm nach Hause kommt?“

Nein das vermochte sie nicht auszuhalten. Allein sie erröthete bei dem bloßen Gedanken, daß sie sich an ihre Wirthin wenden müsse, denn diese hatte gerade nicht die Gewohnheit, sehr taktvoll zu sein, wenn es sich um irgend eine Gefälligkeit handelte.

Das letzte Mal hatte sie sogar einige wirklich beleidigende Ausdrücke gebraucht; dieselben betrafen Wilhelm, und nichts schmerzt eine gute Frau so sehr, als wenn man schlecht von ihrem Manne spricht.

Indessen besiegte Victorine alle ihre Bedenken und begab sich, wenn auch nicht ohne Herzklopfen, zu Mutter Martha, um von ihr einige Pfund gesalzenen Speck zu leihen, bis das Ferkel einmal geschlachtet werden würde.

Allein Mutter Martha, die an diesem Tage unglücklicherweise ungeheuer in Zorn über eins ihrer Dienst-

mädchen gerathen war, war bei der schlechtesten Laune von der Welt.

Sie antwortete auch ganz kurz und hart:

„Ach was, das geht nicht, auf das Ferkel hin noch mehr zu leihen: es wird ja ganz und gar aufgegessen sein, noch ehe es geschlachtet wird — und überhaupt sieht es wahrhaftig nicht darnach aus, daß der Crabat viel Speck auf den Rippen erhalten würde!“

Sowohl in dieser Bemerkung, wie in dem Abschlag selbst, war eine solche Grobheit enthalten, daß Victorine ihren Kummer verschmerzte und sich entschloß, Wilhelm nur lieber Milch und Brot vorzusetzen, als noch ferner ein einziges Wort an Mutter Martha zu verschwenden.

Indessen — wie unnütz es auch sein möchte, begann sie jeden Winkel ihrer geleerten Speisekammer durchzustöbern.

Bedenke einmal, wenn irgend eine Bratwurst . . . irgend ein Stück Schinken oder Gänsebrust, oder ein andres Andenken goldner Zeiten irgend wo herabgefallen sei und sich versteckt habe!

Aber ach, wie genau sie auch suchte, fand sie doch weiter nichts, als ein einziges Ei, welches sie einmal unter dem Einfluß einer guten Eingebung anderswohin gelegt hatte, als die, welche sie zu Eierkuchen gebrauchte, um die Zeit nota bene, als man noch so reich war, daß man Eierkuchen aß.

Entzückt und dankbar über ihren Fund — es war doch immer etwas — deckte Victorine den Mittagstisch, auf welchem frisches Wasser und Blumen noch immer von dem schimmernden Tischtuch strahlten.

Und nun kam Wilhelm nach Hause mit großem, ungeheuren Appetit . . .

Die See zehrt.

Allein indem er ins Zimmer trat und zwar mit seiner gewöhnlichen Zuversicht auf den erfinderischen Kopf Victorinens, seufzte er jedoch, denn der kleine Teller, auf welchem das Ei auf einem grünen Blatte lag, sah, trotzdem, daß er von der Serviette bedeckt war, ganz ungeheuer klein aus.

„Was hast Du zu essen, mein Kind? Das Fischen glückt leider heute nicht.“

„Ich habe . . . ich habe . . .“

Victorine erröthete, stammelte und erblaßte.

Sie vermochte nicht zu sagen, was sie hatte.

Wilhelm ersparte ihr die Fortsetzung. Er beeilte sich, die Serviette aufzuheben und fand — das eine Ei.

Jedoch der Anblick desselben übte einen ganz andern Eindruck auf ihn aus, als Victorine gefürchtet hatte.

Sie hatte sich eingebildet, er würde betrübt werden, aber anstatt dessen stimmte er ein recht herzliches Lachen,

ein so natürliches Lachen an, daß selbst Victorine davon angesteckt wurde.

„Wahrhaftig, mein Kind, das ist wenigstens eben so komisch, wie tragisch . . . nicht wahr . . . vor einem Jahre — länger ist es nicht her — glaubtest Du, künftig einmal mit mir . . . wie viel war es noch, daß Du mit mir zu theilen hofftest?“

„Eine halbe Million,“ antwortete Victorine, gleichfalls mit einem recht innigen Lachen.

„Und ich, weil ich weniger anspruchsvoll war, begnügte mich mit einigen hunderttausend Thalern . . . richtig, wir verheiratheten uns in der Hoffnung, unsere Reichthümer mit einander zu theilen, und jetzt, nach einer einjährigen Ehe, bleibt uns nur noch übrig, ein einziges, armes Ei zu theilen . . .“

„Und das wird nicht einmal getheilt,“ antwortete Victorine. „Ich mag keine Eier.“

„Ich auch nicht, wenn ich allein essen soll — getheilt muß es werden . . . und so viel weiß ich, möge es uns ergehen, wie es will, Eier werden wir gewiß nie wieder essen, ohne dieses zu gedenken!“

Mit einer Kopfbewegung gab Victorine zu erkennen, daß sie ganz seiner Ansicht sei.

18.

Ein Entschluß und dessen Folgen.

Die ausgelassene Freude, welche eingetreten war, — eine Freude auf dem Rande des Elends — hatte noch nicht aufgehört, als ein Brief mit dem Siegel des Feldkämmerers anlangte.

„Sehen wir, was der enthält,“ sagte Wilhelm.

Victorine hoffte auf ein kleines Billet von Tante Ulla, und in demselben irgend etwas Anderes.

Anstatt dessen öffnete sich ein neues Feld des Kummers und Nachdenkens.

Der Brief des Feldkämmerers lautete wie folgt:

„Mein lieber Sohn!

„Sowohl Mama, wie ich, sind der Ansicht, daß Ihr nun lange genug Eure eigne Haushaltung geführt habt.

„Das ist ein Unglück mit Dir, Wilhelm, und gegen

dasselbe ist nichts zu thun: Du verstehst Dich nicht zu ernähren und paßt für gar keine Thätigkeit.

„Mit Deiner Advocatur wurde es auch nichts, und was Victorinen betrifft, so ist sie gar zu fein und unerfahren, um länger gegen die Mühseligkeiten anzukämpfen, denen sie sich jetzt zu unterwerfen haben wird.

„Kehrt also nach Tidanås zurück!

„Wenn ich künftigen Frühling Tidanås verlasse, pachte ich Fogelrick, kaufe es vielleicht — versteht sich ohne Geld, was jedoch nichts zu sagen hat, wenn man Talent besitzt; und überhaupt werde ich nicht Hungers sterben, so lange ich mich frei bewegen kann.

„Und wenn Du, Wihelm, Ernst machen und Deine Antipathie gegen die Landwirthschaft überwinden wolltest, dann könntest Du die Aufsicht über die größeren Schneidemühlen und gewisse Procente des Gewinns erhalten; ferner will Mama Victorinen denselben Lohn, wie einer anderen Haushälterin geben, wie wenig sie auch im Hause auszurichten vermag.

„Diesen letzteren Umstand dürft Ihr nicht als eine Demüthigung betrachten — die Absicht ist allein, Euch so unabhängig wie möglich zu stellen.

„Ich habe die Mama gebeten, diese Sache allein vermitteln zu dürfen, und ich kann die Versicherung geben, daß sie die Gesinnung einer Mutter gegen Victorinen hegt.

„Jemehr Erfahrung die Schwiegertochter erhält,

und je älter sie wird, um so besser werden sie einander verstehen.

„Was Tante Ulla betrifft, so vermag ich von ihr Euch keinen Gruß zu senden, denn sie ist für den Augenblick verreis't.

„Gott sei mit Euch!

„Wenn Ihr Euch entschlossen habt, dann schreibe Du; ich werde den Wagen senden.

„Und ein Wort so gut wie zwanzig: laßt nicht den Stolz die Klugheit besiegen — ihr würdet einen solchen Entschluß selbst am härtesten fühlen!

Dein treuer Vater
Claes Reiner."

Während Wilhelm diesen Brief laut las, erblaßte Victorine allmälig.

Sie sprach kein Wort, aber die Angst, mit welcher sie ihre Hände zusammenpreßte, sagte deutlich, daß sie sich nichts Fürchterlicheres denken konnte, als wiederum unter das Scepter ihrer Schwiegermutter zu gerathen, und nun sogar gegen einen bestimmten Lohn!

„Ja, ja," sagte Wilhelm endlich, „ich sehe schon, welchen Eindruck der Brief auf Dich macht!"

„Ich bin bereit zu Allem, was Du befiehlst!" antwortete Victorine mit der Demuth einer Märtyrerin.

„Allein ich würde nicht bereit sein, Deine unbegrenzte Güte in Anspruch zu nehmen, wenn ich nicht

die Furcht hegte, Dir ein noch größeres Leiden zu bereiten, wenn ich . . .“

„Wie — wenn . . .“

„Wenn ich dem Eindruck folgte, den ich mit Dir theile.“

„Gott sei Dank, daß Du ihn mit mir theilst!“

„Ja, aber . . .“

Er versank in Gedanken.

Endlich sagte Victorine:

„Aber giebt es gar nichts . . . gar keinen andern Ausweg, als diesen?“

„Ich werde darüber nachdenken, denn die Sache ist, bei Gott, ernstlich, sehr ernstlich!“

„Ich sehe es wohl ein, und es wäre vielleicht am richtigsten, wenn wir uns demüthigten.“

„Das wird immer früh genug sein, wenn kein anderer Ausweg uns offen steht. Allein wir befinden uns an einem Wendepunkte, und vielleicht wird Gott so gnädig sein, daß mir ein Licht aufgeht.“

„Wir sind nur während unserer Armuth zu glücklich gewesen, daß . . . wenigstens ich . . . daß . . .“

„Armes Kind,“ — und Wilhelm warf einen unbeschreiblich liebevollen Blick auf seine junge Frau — „bist Du zu glücklich gewesen?“

Aber von einem zu tiefen Schmerz ergriffen, als daß er ihn zur Schau tragen mochte, eilte er hinaus.

Während Wilhelm abwesend war, betete Victorine zu Gott, daß er irgend ein besseres Mittel, als das grausamste, welches sie kenne, ersinnen möge.

Und wahrscheinlich waren Victorinens Gebete erhört worden, denn als Wilhelm nach einer zweistündigen Wanderung wieder zurückkehrte, hatte die finstere Wolke, die auf seiner Stirne lag, Platz für einen klaren Schimmer gegeben.

„O, Du hast gewiß etwas ersonnen?“

„Ja, mein liebes, gutes Weib, ich glaube, ich habe etwas ersonnen — allein Du darfst mich während vier Tagen nicht darüber fragen . . . bis dahin werde ich die Beantwortung meines Briefes haben, den ich jetzt schreiben werde.“

Victorine fühlte sich schon durch die bloße Aussicht auf eine Hoffnung getröstet.

Und dieses Mal trügte die Hoffnung nicht, denn nach Verlauf von vier Tagen kam wirklich ein Brief an, den Wilhelm, strahlend vor Freude, Victorinen übergab.

Als ihre Gemüthsbewegung ihr endlich erlaubte, sich mit dem Inhalt dieses Briefes bekannt zu machen, las sie halblaut und mit vielen Unterbrechungen Folgendes:

„Mein lieber Freund!

„Weit davon entfernt, Dein Anerbieten zurückzuweisen, wie Du es vor einigen Jahren thatest, als ich Dir anheimstellte, Deine juristische Laufbahn bei mir zu

beginnen — nehme ich dasselbe mit um so größerer Freude an, weil ich gerade in diesen Tagen die Absicht hatte, mir einen Gehülfen an die Stelle des jungen F. zu suchen, welcher zum Bürgermeister in W. ernannt worden ist.

„Wie Du wissen wirst, beginnen die Gerichtssitzungen in vierzehn Tagen. Wenn Du bis dahin bei mir bist, wirst Du doppelt willkommen sein!

„Ueber die Bedingungen werden wir schon einig werden. Dein alter Freund und Onkel

Ulrich L.“

„Himmel, was heißt das?“ stammelte Victorine in einer Art Freudentaumel. „Du willst den Gerichtssitzungen beiwohnen?“

„Allerdings, mein Kind! Deinetwegen stehe ich für immer von der entehrenden Unthätigkeit ab, die bis jetzt mein höchster Genuß war. Jetzt ist eine Bahn eröffnet, und so wahr ich gelernt habe, Dich mit jedem Tage immer mehr und mehr zu lieben, Du sollst auch eines Tages die Frau eines vermögenden und geachteten Mannes sein! . . .“

„Wilhelm, Wilhelm . . .“

Thränen und Schluchzen verhinderten Victorinen, die lebhafte Dankbarkeit auszusprechen, von welcher ihr Herz überströmte.

„Beruhige Dich, meine theure Freundin! Ich bin überzeugt, daß, wenn ich erst in einer ordentlichen Thä-

tigkeit mich befinde, — wie wenig ergiebig sie auch sein mag — unser Geschick wird doch jetzt seine finsterste Seite gehabt haben!"

„O ja, ich glaube Dir . . . ich glaube Dir! . . . aber . . ."

Sie wurde aber plötzlich verstimmt, obgleich sie sich ersichtlich zu beherrschen bestrebte.

„Nun!"

„ . . . Wo willst Du mich denn hinsenden, bis der Anfang überstanden?"

„Dich hinsenden — ich nehme Dich natürlicher Weise mit."

„In die Gerichtssitzungen?"

„Nein, aber in das Gerichtsgebäude, — das ist groß und geräumig, und dort werden wir schon freie Wohnung erhalten, bis wir uns bei Gelegenheit eine bessere verschaffen."

„Ach, mein Gott, Du verläßt mich also nicht?"

„Dafür werde ich mich schon hüten! Ich habe weder Lust noch Mittel, das Leben meiner jungen Collegen zu führen. Nach der Arbeit des Tages wird es mir also doppelt angenehm sein, Deine Pflege zu genießen. Und wenn ich auf dem Sopha liege — das muß doch immer da sein — dann reden wir von unseren Plänen für die Zukunft, oder Du singst in der Dämmerung, wie Du es jetzt thust, ein einfaches Lied zu Deiner Guitarre."

„Aber der Gerichtsdirector — wird der wohl erlauben . . ."

„O, er ist mein guter Freund und Onkel. Außerdem schreibe ich ihm vorher darüber. Und Du kannst darauf bauen, daß er uns keine Hindernisse in den Weg legen wird."

19.

Ein Brief von Victorinen an ihre Mutter.

„Geliebte Mutter!

„Wie viel habe ich jetzt zu erzählen — ja, liebe Mutter, ganz ungeheuer viel!

„Und wie glücklich wirst Du Dich fühlen, Mama .... Nächst einem Selbst ist doch das Mutterherz das, welches unsere Freude am tiefsten zu erfassen vermag.

„Vor allen Dingen verzeih mir aber, daß ich seit so lange nur den kurzen Brief gleich nach unserer Ankunft im Gerichtsgebäude geschrieben habe!

„Wir fangen also dort an, wo ich in meinem vorhergehenden Briefe von Blombo aus, stehen blieb.

„Du wirst Dich erinnern, wo das war .... ja, ja, ich erzählte Dir von der großen Berathschlagung zwischen Wilhelm und mir in Betreff unseres einzigen Eigenthums außer den Meubles — nämlich, ob wir die

Kuh und das Ferkel mit nach R..staby führen sollten, oder nicht.

„Diese merkwürdige Berathschlagung lief zuletzt darauf aus, daß wir, weil wir nicht gerade sehr viel Geld besaßen, unsere zwei reellen Resourcen verkauften.

„Es kostete mir in der That sehr viel Ueberwindung; aber ich dachte, wenn es Gottes Wille ist, daß wir es zu etwas in der Welt bringen, dann giebt es wohl mehrere Kühe und kleine Schweine, die die meinigen werden können.

„Es ist leicht, sich zu trösten, wenn nach so vielem Dämmerlicht, ja fast Kummer, Alles in rosenroth erscheint!

„Wilhelm war immer in der besten Laune und wir spielten in der That wie die Kinder, als wir unser geringes Eigenthum einpackten.

„Endlich reis'ten wir ab.

„Der Gerichtsdirector L. hatte durchaus nichts dagegen, daß wir einige Zimmer im Gerichtsgebäude bewohnten. Dasselbe ist sehr groß.

„Allein auf dem ganzen Wege konnte ich doch nicht unterlassen, daran zu denken, wie sonderbar es sein müsse, in einem Gerichtsgebäude zu wohnen und dazu noch auf dem Lande, allein, ohne Nachbarn, wie in der Stadt.

„Ich gestehe sogar, daß ich inmitten meiner Freude

mich vor dem langen Corridor fürchtete, welcher unsere Zimmer von der Treppe trennt.

„Wilhelm hatte mir nämlich Alles sehr genau beschrieben, aber mir zugleich die Versicherung gegeben, daß ich nichts zu befürchten habe.

„Während wir noch hiervon sprachen, hielten wir an Ort und Stelle an.

„Wie finster und unheimlich erschien mir das große, graue Gebäude, das in meinen Augen einem Gefängnisse ähnlich sah!

„Allein ich faßte wieder Muth, als Wilhelm mich zu einer alten, lieben Witwe führte, die gleichfalls im Gebäude wohnt und eine Restauration für die Gerichtsräthe und Advokaten hält.

„Die liebe, gute Frau — ganz eine zweite Tante Ulla — beschäftigte sich sehr mit mir und versicherte lächelnd, daß, wenn es auch mitunter etwas ängstlich sei, man doch ebensogut in einem Gerichtsgebäude, wie anderswo wohne.

„Bei dem flammenden Kaminfeuer und einer vortrefflichen Abendmahlzeit verschwand meine letzte Furcht.

„Und am nächsten Vormittage, als unsere Sachen anlangten, hatte ich so viel zu thun, um unsere neue Wohnung einzurichten, daß ich ganz und gar den finsteren Corridor vergaß, obgleich ich unzählige Male hin und her in demselben gewandert war.

„Aber alsdann wurde mir doch plötzlich angst und

bange — was glauben Sie wohl, Mama: als ich eine kleine Kammer öffnete, die mir ganz passend schien, um unsere leeren Koffer und dergleichen Sachen hineinzustellen, erblickte ich dort eine ganze Menge fürchterliche Dinge .... Daumenschrauben, Zangen u. s. w.!

„Und ich benahm mich dabei so kindisch, daß ich aus voller Kehle schrie, und ich glaube wahrhaftig, ich wäre in Ohnmacht gefallen, wenn nicht Wilhelm herbeigesprungen wäre und mich so gut wie möglich in unsere kleinen, hübschen Zimmer hineingetragen hätte.

„Und Wilhelm zündete sofort Licht an und tröstete mich in einer Weise, die ich wegen meines kindischen Betragens gar nicht verdient hatte.

„Aber nun leb' wohl bis morgen, geliebte Mutter!

„Ehe ich den Brief absende, werde ich schon Alles erzählen .... auch Alles, was ich zu thun habe.

„Wie ist Gott gut, wie gut ist er gewesen gegen

Ihre

Victorine."

(Fortsetzung.)

„Da bin ich wieder am Schreibtische, um mit meinem lieben Mütterchen zu plaudern!

„Tags darauf begannen die Gerichtssitzungen und der Gerichtsdirektor, nebst allen den übrigen Herren, trafen bei uns ein.

„Jetzt zitterte ich wieder.

„Das war ja durchaus nicht sonderbar! Allein Sie glauben gar nicht, wie wohlwollend und liebenswürdig der alte Herr ist, ganz als wenn wir uns immer gekannt hätten, und wie väterlich er mich um Erlaubniß bat, dann und wann bei uns eine Tasse Thee nach der mühevollen Arbeit des Tages einnehmen zu können.

„Ich antwortete vielleicht etwas schüchtern, denn ich fühlte mich nicht wenig verlegen, daß ich nun wiederum einmal die Honneurs als Wirthin machen sollte, und daß ich .... nun ja, Mama wird mich schon verstehen.

„Aber im Ganzen genommen muß ich mich doch wohl ganz vernünftig betragen haben. Denn der Gerichtsdirector lächelte und meinte, wir würden schon die besten Freunde werden, und Wilhelm lächelte und warf mir einen jener lieben Blicke zu, die ich jetzt so oft erhalte.

„Ach, welche sonnigen Blicke!

„Wenn Sie nur eine Vorstellung davon hätten, Mama, wie ganz anders Wilhelm jetzt ist — und das sagt er auch von mir! Ich glaube auch, daß er's meint.

„Ja, Vieles ist zu unserem Glück verändert. Denke Dir, wenn wir nicht arm geworden wären! Noch einmal, ja, tausend Mal wiederhole ich es: Gott ist gnädig!

„Nimm es nicht übel, beste Mutter, daß ich hier, wie es scheint, vernünftiger Weise über die Armuth spreche — aber ich weiß wohl, was ich damit sagen will.

„Am Tage der ersten Gerichtssitzung hatte ich viel Schrecken auszustehen.

„Wilhelm, welcher Protokollführer ist, wurde bis tief in den Abend aufgehalten und konnte nicht zu mir hinauf.

„Ich hatte noch keinen Menschen gesehen, seitdem Wilhelm nach seiner Rückkehr von der kirchlichen Feier, die der ersten Sitzung vorausgeht, einen Augenblick den Kopf durch die Thür hereinsteckte.

„Wie war dieser Tag ängstlich, fast entsetzlich!

„So lange der Corridor noch vom Tageslicht erhellt war, wagte ich mitunter, den Kopf aus der Thür zu stecken. Ja, dann und wann erdreistete ich mich, einige Schritte weiter zu gehen, allein ich war bald erfreut, mich wieder zurückziehen zu können, denn jene geheimnißvolle Torturkammer, war nun lange nicht das Schlimmste.

„Mitunter hörte ich Lärm und rohe Stimmen von unten heraufschallen. Darauf wurde es still, wie im Grabe.

„Dann wieder ertönte ein herzzerreißender Schrei, so schneidend, daß er durchaus von einer verzweifelten Brust kommen mußte.

„Mein Gott, wie entsetzlich war das Alles!

„Ich wußte, daß zwei junge Mädchen angeklagt seien, das eine wegen Kindermord, das andere wegen Vergiftung ihres Bräutigams, den sie untreu wähnte.

„O, ich zitterte vor Angst, Theilnahme und Schreck! Diese beiden blassen Mädchen, das eine mit einem Messer, das andere mit dem Giftbecher in der Hand, verfolgten mich überall, wo ich meine Blicke hinwandte.

„Und was geschah nun noch, als ich Licht anzünden wollte?

„Sonst nur Kleinigkeiten, jetzt aber ein wichtiges Ereigniß:

„Kein einziges Schwefelholz wollte brennen.

„Ich mußte also im Finstern bleiben — denn aus meinem Zimmer zu gehen, hätte ich nicht gewagt und wenn mein Leben davon abhängig gewesen wäre.

„Ich legte mich nun auf's Sopha.

„Allein ich zitterte so heftig, daß kein Gedanke an Schlaf vorhanden war.

„Um mich doch einigermaaßen zu beruhigen, frug ich mich selbst, ob ich wohl wünschen könnte, in die Zeit zurückversetzt zu werden, wo man mich als eine reiche Erbin betrachtete und ich aus langer Weile und Dummheit — denn ich war damals dumm — den ganzen lieben Tag damit vergeudete, meine Toilette zu machen und große Opernarien zu singen, die weit über

meine Stimme und meine musikalischen Kenntnisse hinaus waren.

„Auf diese Frage, die wirklich aus meiner innersten Seele kam, antwortete mein Herz mit einem deutlichen, klaren „Nein." Und dadurch beruhigte ich mich dermaaßen, daß ich dreist meine Lage mit derjenigen so vieler meiner frühern Bekannten verglich, — Frauen, die sich vielleicht in demselben Augenblick mit Gold und Seide überluden, um in die Oper, auf Concerte, auf Bälle, in steife Gesellschaften zu fahren; und als mein Herz mir wiederum sagte, daß ich mit allen diesen nicht tauschen möchte, versöhnte ich mich auch bald mit meiner Einsamkeit an jenem Tage.

„Und wie wurde ich belohnt, als ich endlich Wilhelms Tritte im Corridor hörte!

„Er trat heftig auf, er lief fast, er, der sonst so langsam geht.

„Gewiß, er hatte sich meinetwegen beunruhigt — das hörte ich an seiner Stimme, da er die Thür öffnete und mir zurief:

„Du lieber Gott, Victorine, bist Du hier im Finstern!"

„Ich vermochte nicht zu antworten, aber ich sprang vom Sopha auf und warf mich an sein Herz.

„Ich weiß nicht, warum ich es noch nie mit einer solchen Heftigkeit, oder solchen Gefühlen gethan habe; ja, aufrichtig gesprochen: ich hatte es noch nie ge-

than, denn ich bin noch schüchtern, wenn er bei mir ist und lasse mich lieber von ihm liebkosen.

„—Du armes Kind, sagte er darauf, — Du wurdest früh genug verheirathet. Und drückte mich eben so heftig an sein Herz und küßte mich so warm, so innig, daß ich vor Freude hätte sterben mögen.

„Ich erzählte, was ich gelitten und mit welchem Gedanken ich mich getröstet hatte.

„—Und Du fandest Trost? frug er. —Du wolltest Dein geringes Loos nicht gegen das glänzende so vieler Anderer tauschen?

„Nein, nein, ich tausche mit Niemandem!

„Er antwortete nicht. Aber seit jener Stunde ist es gleichsam, als sei ein noch edleres Gefühl in unseren Herzen entstanden.

„Ich glaube, ja, ich wage fast zu glauben, daß er mich jetzt in der Weise liebt, wie man diejenigen liebt, die man aus eigener Wahl und nach eignem Willen erkoren hat.

„Aber ich darf mich nicht über Alles auslassen, mein Brief würde sonst nie fertig werden.

„Morgen schreibe ich weiter.“

(Fernere Fortsetzung.)

„Der Gerichtsdirector hielt Wort.

„Er kam fast jeden Abend und trank Thee bei uns,

und ich lernte mich immer mehr beherrschen und ging zuletzt ganz ungenirt sowohl mit ihm, wie mit den jungen Assessoren und Advocaten um, die er dann und wann bei uns einführte; auch an den so gefürchteten, finstern, gespensterhaften Corridor gewöhnte ich mich allmälig...

„Aber höre nun etwas, was uns zum größten Nutzen gereicht ist: Meine erfreulichste Neuigkeit, d. h. nach der allererfreulichsten, die ich gestern erzählt habe.

„Eines Tages, als Wilhelm oben bei uns selbst saß — giebt es wohl ein schöneres Wort, als bei uns selbst — und mit in's Reine schreiben beschäftigt war, fühlte er sich durch diese ungewohnte Anstrengung so ermüdet, daß er zu mir sagte:

„— Liebste Victorine, ich muß meine armen Augen schonen und mich ein Stündchen auf's Sopha werfen; aber wenn ich einschlafen sollte, so wecke mich bestimmt in einer Stunde.

„Er schlief fast sofort ein.

„Währenddessen saß ich und dachte darüber nach, wie Wilhelm wohl dann und wann es so einrichten könne, daß er ein Stündchen ausruhte. Ihm, der früher so sehr die Ruhe genoß, müsse dies gewiß sehr nothwendig sein — und wie wohlthuend würde es nicht für seine Augen sein, obgleich er mir allerdings in der letzten Zeit gesagt hat, daß es mit den Augen keine Gefahr habe.

„Während ich hierüber nachdachte, betrachtete ich genau das Protokoll.

„Es fiel mir ein, daß man früher meine Handschrift schön genannt, und daß die, welche Wilhelm schreibt, gerade nicht unübertrefflich ist . . . und kurz und gut: ohne weiter zu überlegen, begann ich eine Seite abzuschreiben.

„Das Schlimmste was geschehen könnte, wäre ja, daß es verworfen würde.

„Mir schien es jedoch, als glückte es mir, und ich hob aus, wie ein ächter Schreiber.

Ehe ich noch daran dachte, hatte ich volle drei Bogen geschrieben.

„Alsdann erwachte Wilhelm von selbst.

„Wie erstaunte er nicht, als er mich mit dem Protokoll beschäftigt fand!

„— Was heißt das — hast Du das geschrieben, mein Kind? . . . ja, in der That: kein Anderer kann es gethan haben.

„— Ist es zu gebrauchen? Kann ich Dir mitunter behülflich sein? und mir klopfte das Herz vor Freude.

„— Ja, ich glaube es wohl — Du schreibst ja zehnmal besser, als ich!

„Und seine Augen strahlten vor Freude.

„Und die meinigen dann!

„Der Gerichtsdirector bekam meine Schriftprobe

zur Hand, und versicherte, daß es ihm sehr zu Statten käme, wenn ich beim Abschreiben behilflich sein wollte.

„— Es ist auf Ehre, sagte er lächelnd, — ein Glück, daß ich in dieser vielschreibenden Zeit einen vierten Secretair erhalte, und noch dazu einen Schönschreiber.

„Ich war stolz und entzückt, beinahe übermüthig, denn nun sollte auch ich Geld verdienen, und ich wurde, wie Mama wohl einsehen wird, über alle Beschreibung fleißig, denn ganz im Geheimen half ich noch obendrein Wilhelm, wenn er sich ausruhte.

„Am Tage vor der Publication des Urtheils — Sie sehen, liebe Mutttter, daß mir schon die juristischen Ausdrücke ganz geläufig sind — lud der Gerichtsdirector mich nach seiner Wohnung Elmstaryd ein, und in Begleitung des ganzen Gerichtspersonals und Wilhelms, der ganz unentbehrlich zu sein scheint, reis'ten wir ab. Er fügte noch hinzu, daß wir Beiden wenigstens auf drei Wochen seine lieben Gäste bleiben sollten.

„Und diese Reise — wie angenehm!

„Ja, das ist ein anderes Leben, als damals, wo ich auf Tidanäs mich immer ducken und . . . .

„Nein, nein, da hätte ich beinahe etwas recht Böses gesagt!

„Meine Schwiegermutter meinte es gewiß gut wenn sie mich auch nicht leiden mochte, nachdem ich

arm geworden war; und Tante Ulla war ja, nächst Wilhelm, meine beste Trösterin.

„Apropos, die gute Tante Ulla, sie schreibt uns mitunter recht schöne und unterhaltende Briefe. Aber ungeachtet sie Vermögen besitzt, sendet sie uns doch nie etwas.

„Ich denke mir, sie sendet Wilhelm kein Geld, weil sie fürchtet, er würde dann nicht mehr seine eigenen Kräfte anspannen . . . .

„Aber jetzt wird es Zeit sein, Mama, meine letzte Neuigkeit zu erzählen, die nämlich, daß dieser lange Brief gerade auf Elmstaryd geschrieben wird, wo Wilhelm und ich die schönsten Gastzimmer bewohnen und als Kinder im Hause betrachtet werden.

„Die Frau Gerichtsdirectorin ist so liebevoll gegen mich, daß ich nicht weiß, wie ich ihr meine Dankbarkeit bezeigen soll, und die beiden jungen Töchter behandeln mich wie eine Schwester.

„Ja, ja, das ist wahr — meine allerletzte Neuigkeit:

„Morgen werden wir einen Besuch auf Tidanäs bei Wilhelms Eltern machen. Es ist Wilhelms Vorschlag von dem Gerichtsdirector gut geheißen und er giebt Pferde und Wagen dazu her.

„Meine gute, liebe Mutter! In dieser Zeit bin ich so glücklich, daß ich nur einen einigen Wunsch habe . . . . ich will ihn erzählen.

„Es ist so angenehm, Mama Alles zu erzählen.

„In der Nähe von Elmstaryd liegt ein kleines, bezauberndes Gut, Löfby genannt, so schön erbaut, daß ich mich nie daran satt sehen kann, namentlich an den schönen Nebenflügeln des Gebäudes.

„Dieses Gut soll verkauft werden, und ich wünsche nun, daß derjenige, der es kauft, uns einen jener schönen allerliebsten Flügel bewohnen lassen wollte.

„Ach, wie würden wir dort gedeihen — und welches Glück würde es sein, so ganz in der Nähe des Gerichtsdirectors und seiner Familie zu wohnen.

„Und wenn ich dann auch nicht mehr Wilhelm begleiten könnte, wenn er in die Sitzung geht, ich würde doch wenigstens die Freude haben, ihn in einer trauten, schönen Heimath zu erwarten.

„Allein dies Alles sind nur Träume und sie sind um so unpassender, weil wir jetzt so glücklich sind, ja tausend Mal mehr als glücklich.

„Dieses Glück hat nur einen einzigen Fehler: es ist flüchtig und Wilhelm und ich sind zwei Zugvögel, die hier und dort um Schutz bitten, bis sie so weit kommen, ihr eigenes Nest zu bauen.

„Und jetzt, leb' wohl, liebste Mutter!

„Gott Lob, daß Mama gedeiht, wenn es auch nicht gar zu sehr ist! Man kann wirklich mit viel wenigerem Gelde auskommen, als wir in früheren Jahren verbrauchten.

„Am Meisten freut es mich jedoch, daß Ihre Gemüthsstimmung jetzt eine ruhigere geworden ist.

„Warte, warte: einmal wird es klarer Sonnenschein werden — alsdann kommt Mama und wohnt bei Ihrer

liebenden

Victorine."

20.

Eine Visite.

Der Herbst und der Winter waren verstrichen und noch wohnten der junge Notarius und seine Frau im Gerichtsgebäude.

Zu Weihnachten hatten sie vierzehn Tage bei den Eltern verbracht.

Und mochte es nun sein, weil sie nur eine Visite machten, oder weil sie sich durch ihre Ausdauer und Arbeit Achtung erworben hatten, oder gar, weil Victorinens „Zustand" wiederum aufs Neue eine gewisse Rücksicht erheischte — genug: die Schwiegermutter hetzte sie nicht mehr von dem einen Ende des großen Gebäudes bis zum andern. Allein ganz und gar davon abzustehen, durch gewisse kleine spitzige Redensarten zu verstehen zu geben, daß sie nicht gerade sehr entzückt von der Partie ihres Sohnes sei, vermochte sie dessenungeachtet nicht.

Das ewige Refrain war:

„Es hätte etwas ganz Anderes aus ihm werden können. Er hätte eine bessere Wahl treffen können.“

„Das glaube ich nicht,“ antwortete Tante Ulla, „wenigstens nicht, wenn er eine Frau haben sollte, die für ihn paßte.“

Und gerade denselben Gedanken hegte Wilhelm.

Der Feldkämmerer meinte gar nichts.

Sein hochmüthiger Geist arbeitete immer fort, denn die Zeit rückte immer näher heran, um welche er das fürstliche Tidanäs verlassen mußte. Und sein Speculationsgeist war nicht weniger thätig, um die Lücken auszufüllen, welche diese Umwälzung in sein Ansehen gemacht hatte.

Glücklicher, als in dem elterlichen Hause, war das junge Paar in der Familie des Gerichtsdirectors, wo man es oft erblickte; aber am glücklichsten waren sie jedoch in ihrer eigenen dürftigen Wohnung, woselbst sie durch die kleinen Summen, welche ihre vereinten Arbeiten einbrachten (denn Victorine machte große Fortschritte in der Kunst des Abschreibens), einander bald die eine, bald die andere Ueberraschung bereiteten.

In Ermangelung des nöthigen Geldes, behufs einer ordentlichen Haushaltung, hatten sie sich in die Kost bei der alten Witwe im Gerichtsgebäude begeben. Und so genau hatten sie Alles berechnet, daß der ganze Winter ohne Geldverlegenheit verstrich.

Mitunter, gewöhnlich des Sonntags, kochte und bratete Victorine selbst in dem Ofen, und alsdann schmückte sehr oft ein großer Pudding und ein wohlgespicktes Rebhuhn den Tisch.

Wenn hierzu noch eine halbe Flasche Porter und ein Teller mit den schönsten Aepfeln aus dem Garten bei Tidanás gefügt wird, dann dürfen wir überzeugt sein, daß diese beiden Menschen in ihrer kleinen, warmen Stube so glücklich waren, daß sie ganz vergaßen, wie sie früher ganz andere Hoffnungen gehegt hatten.

Jemehr es draußen stürmte und schneite, je enger schlossen sie sich aneinander an, und Wilhelm verliebte sich zuletzt dermaaßen in seine langweilige Frau, daß er kaum irgend einen Gedanken hegte, der nicht in Beziehung zu ihr stand. Victorine, die diesen Sieg bemerkte, wurde auch immer fröhlicher, zuversichtlicher, anmuthiger. Die Liebe lehrte sie eine feinere Gefallsucht.

Sie begann, Gott lob! die Mysterien des Geschmacks zu begreifen und unterließ auch nicht, wiederum an die Toilette zu denken, obgleich in einer ganz andern Weise, wie früher.

Allein, wie bereits gesagt, der Winter ging zu Ende, und mit dem Frühjahre tauchten ernste Sorgen auf — denn bald nahte die Zeit heran, wo die kleine

Familie sich um ein Mitglied vergrößern dürfte. Victorine würde dann nicht allein einen großen Theil ihrer Arbeitszeit einbüßen, sondern sie mußte auch ein Dienstmädchen und Gott weiß, wie viele andere, verschiedene Dinge haben.

„Du darfst Dich nicht so beunruhigen, meine liebe Freundin,“ sagte Wilhelm eines Morgens, als Victorine mit einem halben unterdrückten Seufzer auf das Alles hindeutete, „beunruhige Dich nicht! Ich falle nicht wieder in meine alte Leidenschaft zurück und da meine Augen nun besser sind, so wirst Du erleben, daß ich doppelt arbeiten werde, wenn das Doppelte nöthig ist.“

„Aber, das ist es gerade, was ich fürchte. Bis jetzt habe ich Dir geholfen und wir haben Alles nöthig gehabt, was wir verdienten. Und nun . . . ich wurde ganz verzweifelt, als ich gestern unsere gute Wirthin frug, wie lange ich wohl krank sein müsse und sie mir die Antwort gab: daß gewiß ein Monat daraufgehen würde . . . denke Dir, mein theurer Wilhelm, einen ganzen Monat ohne Arbeit!“

„Aha, mein liebes Weib, wir können uns sehr glücklich schätzen, wenn Du in einem Monat ganz wieder genesen wirst! Und was die Arbeit betrifft, dann wirst Du volle drei Monate nicht arbeiten können!“

„Dann aber,“ antwortete Victorine halb lachend, halb weinend, „ist es wirklich am besten, daß . . . daß

ich . . . nie wieder krank werde — das kostet auch gar zu viel!“

„Aber das Glück, so ein kleines Wesen zu besitzen, das uns so ganz und gar gehört?“

„Ach ja, das ist wahr — das Glück wird unbeschreiblich sein!“

„So viel ist gewiß,“ nahm Wilhelm das Wort, „daß wir unseren Sohn oder unsere Tochter — wie uns Gott nun bescheren wird — von Kindheit an arbeiten und auf sich selbst zu bauen lehren werden, denn die Arbeit und das Selbstvertrauen ist jedenfalls die Grundlage alles wirklichen Glückes.“

„Ach ja, Du hast Recht! wir haben zwar Sorgen, weil wir arm sind, aber wir sind glücklich, denn die Sorgen haben uns dahin gebracht, daß wir nicht allein uns gegenseitig, sondern auch uns selbst kennen. Während der Zeit unseres eingebildeten Reichthums dagegen . . .“

„Sprich um Gottes willen kein Wort von jener Zeit — Alles, was wir später ausgestanden haben, ist doch tausend Mal besser gewesen . . . Aber, sieh dort, Victorine, . . . hier am Fenster . . . wer kommt dort?“

„O, mein Gott, wie herrlich: Tante Ulla selbst!“

Und es war Tante Ulla in eigner hoher Person. .

. . . .

Nachdem der Feldkämmerer und seine Frau Gemahlin das große Tidanäs verlassen hatten und auf das

sieben Meilen weiter liegende Gut Fogelrik eingezogen waren, woselbst der Feldkämmerer, wie immer, voll von Projecten, eine Stuterei und zwei verschiedene Fabriken anlegen wollte, begann Tante Ulla, sich nach einer andern Wohnung umzusehen, und kam nun zu ihren beiden jungen Freunden, um mit ihnen darüber zu berathschlagen.

„Wenn wir nur anders wohnten,“ antwortete Victorine zögernd.

„Ja dann,“ fiel Wilhelm mit einer leicht begreiflichen Insinuation ein, „dann würde Tante Ulla Dir unschätzbar sein! Aber jedenfalls gehört uns das ganze Gerichtsgebäude.“

„Und wie vieles Andere vermissen wir nicht!“ fuhr Victorine mit einem tiefen Seufzer fort. „Allein, was wir vermissen,“ fügte sie lächelnd hinzu, „soll uns doch nicht hinderlich sein, das zu genießen, was wir jedenfalls haben: eine Tasse Kaffee und die schönsten Hoffnungen auf die Zukunft.“

„Ich gestehe, mein Kind,“ antwortete Tante Ulla, „daß ich schon lange denselben Gedanken gehegt habe, den Du da aussprichst, und um in dieser Angelegenheit einen erfahrenen Mann zu Rathe zu ziehen, der uns zugleich gegenseitig nützlich sein kann, schlage ich vor, daß wir uns alle Drei, nota bene, erst nachdem ich die versprochene Tasse Kaffee von Victorinens Hand genos-

sen haben werde, in meinen Wagen setzen und nach Elmstaryd fahren."

„Hat Tante denn schon mit dem Gerichtsdirector gesprochen?"

„Jawohl, mein Kind, und man erwartet uns dort zu Mittag."

21.

Schluß.

Einige Stunden später war die ganze Gesellschaft auf Elmstaryd angelangt.

Als Nachmittags die Rede von der großen Berathschlagung war, welche Tante Ulla in Betreff ihrer künftigen Pläne wünsche, proponirte der Gerichtsdirector eine Spaziertour nach dem poetischen Löfby, demselben kleinen Gute, von welchem Victorine in dem Brief an ihre Mutter gesprochen und woselbst sie den innigen Wunsch hegte, in dem einen Flügel zu wohnen.

Noch hatte sich kein bestimmter Käufer des Gutes eingefunden und vorläufig waren also die Zimmer zu vermiethen; der Gerichtsdirector schlug nun vor, daß Tante Ulla die Wohnung miethen und sich dort gemeinschaftlich mit ihren jungen Anverwandten niederlassen sollte. Victorine weinte bei dieser Aeußerung vor Freude.

„O," rief sie, „ein solches Glück ist ja kaum denk=

bar! Wie oft habe ich im Stillen sehnsüchtig nach jenen weißen Flügeln hinübergeblickt, die so schön inmitten des Gartens liegen — es ist doch nicht möglich, daß ich dort wohnen werde!“

„Nun, Du wohnst vielleicht lieber im Hauptgebäude, welches noch schöner am Ende der Lindenallee liegt, denn Alle werden wir doch nicht in dem kleinen Flügel wohnen können,“ meinte die gute Tante.

„Ach Du lieber Gott! so weit denke ich gar nicht, ich darf nicht in's Hauptgebäude!“ fiel die junge Frau ein, und darauf drückte sie sich näher an ihren Mann, an dessen Arm sie sich auf der kurzen Spaziertour über die Wiesen gestützt hatte und flüsterte ihm fröhlich zu:

„Wenn ich dort wohnen werde, fürchte ich wahrhaftig vor Glück zu sterben! — Denke nur, in einer so schönen Wohnung Alles zu ordnen und einzurichten, daß Du Deine Freude daran haben sollst!“

„Immer denkst Du an mich — denkst Du denn nie an Dich selbst, meine geliebte Victorine?“

„An mich selbst — nur um mir zu wiederholen, daß ich nur lebe, um Dir meine Dankbarkeit zu bezeugen.... Aber sieh... siehe Wilhelm — o, Gott wie liegt das schön — wie ist das geschmackvoll gebaut!“

Man war jetzt an Ort und Stelle angelangt.

Und Victorine hatte Recht: es war ein bezaubernder Ort, wohl der vielen Träume werth, die Victorine geträumt hatte.

„Aber wie werden wir die Schlüssel erhalten?“ frug die junge Frau mit einer gewissen furchtsamen Ungeduld.

Ja, ja, wenn irgend ein Hinderniß ihnen jetzt entgegengetreten wäre — es wäre entsetzlich gewesen!

„Nun, suchen wir,“ sagte der Gerichtsdirector lächelnd. „Ich denke mir z. B., daß die Schlüssel in irgend einer der Ridikulen der Damen sich befinden werden.“

„In unsern Ridikulen?“ rief Tante Ulla und suchte in der ihrigen . . . „Ich habe sie wenigstens nicht.“

„Ich noch weniger!“ sagte Victorine lächelnd. „Das lohnt gewiß nicht der Mühe, daß ich suche.“

„Nun, Du könntest doch suchen!“ bat Wilhelm sie, von einer Ahnung ergriffen. „Wenn hier ein Zauber mit im Spiele ist, dann . . .“

„Großer Gott!“ rief Victorine plötzlich aus, „sie sind wirklich hier . . .“ und sie hielt die Schlüssel in ihrer Hand empor . . . „Was bedeutet aber das . . . mein Gott!“

„Dieses Phänomen,“ sagte der Gerichtsdirector, „deute ich dahin, daß wir uns zugleich vor der jungen Wirthin des Hauses verbeugen.“

„Laß uns nur erst hineintreten!“ sagte Tante Ulla gerührt. „Oeffne Du, meine liebe Victorine, mit Hilfe Deines Mannes . . . . und theilt mit einander, meine

Kinder, in einer eben so würdigen Weise das Glück, wie ihr Kummer und Noth getheilt habt!“ — — —

— — — — — — — — — —

Wie sollten wir es wagen, die Gefühle zu beschreiben, die Gemüthsbewegungen zu schildern, welche diese Worte hervorriefen!

War es eine überirdische Musik, die an ihren Ohren vorüberschwebte, oder war es ein poetischer Traum?

Nicht die Unmöglichkeit, das Glück zu malen, bewegt den Schriftsteller, die Feder niederzulegen, wenn das Glück zu lächeln beginnt — nein, die Gewißheit nur, daß seine Zeichnung niemals die Sympathien erwecken würde, die ihm treulich folgten, als er das Unglück und den Kummer schilderte, läßt ihn mit kurzen Worten über das Glück hinweggehen.

Die Schauspieler vermögen auf der Bühne kaum die letzten Worte hervorzusagen und „die glückliche Gruppe“ artistisch zu ordnen, als auch das Publikum sich ungeduldig erhebt, um das Schauspiel zu verlassen .... Möge deshalb die Nachricht genügen, daß:

Das schöne Löfby, von Tante Ulla gekauft, sechs Wochen später als Pathengeschenk auf den erstgebornen Sohn Wilhelms und Victorinens überging.

P. S. Sieben Jahre sind verflossen, seit Victorine die Thüre zu ihrer neuen geliebten Wohnung öffnete und Tante Ulla's frommes Gebet ist erhört worden.

Die beiden Ehegatten tragen mit Würde ihr Glück, denn im Unglücke haben sie sich lieben gelernt.

Seit zwei Jahren verwaltet Wilhelm fast allein das Amt des alten würdigen Gerichtsdirectors, und wenn dieser bald um seinen Abschied nachgesucht haben wird, hat Wilhelm die beste Hoffnung, das Amt zu erhalten.

Was namentlich die Heldin unserer kleinen Erzählung betrifft, dann erkennt man nur mit Mühe in der jetzigen anmuthigen, ungenirten, immer liebenswürdigen Frau Reiner, die einst so schüchterne und langweilige Victorine.

Ihre Sicherheit sowohl in dem häuslichen Kreise, wie im Gesellschaftsleben, entspringt der Ueberzeugung, daß ihr Mann sie schätzt und liebt — und geschätzt und geliebt ist sie wie wenige Weiber und wie wenige es zu sein verdienen.

Manchmal sagt Wilhelm — Wilhelm, welcher nun der glückliche Vater vier schöner Kinder ist und kaum die Zeit hat, zu Mittag zu schlafen, geschweige denn, ganze Tage zu verträumen:

„Ich glaube, mein geliebtes Weib, man würde schon einen weniger interessanten Gegenstand für eine Weihnachtsnovelle finden können, als unsere Speculationspartie oder, wie die Leute es nannten, — unsere gute Partie!“

„Wenigstens,“ antwortete Victorine einmal im vorigen Sommer, „wünsche ich, daß alle dergleichen Par-

tien einen solchen Ausgang nehmen möchten, denn die unsrige wurde — eine wirklich gute Partie. Und ferner wünsche ich, daß die reichen Leute, die nur in Müssiggang und Gleichgültigkeit leben, wie wir es früher thaten, einmal arm werden und durch Arbeit gezwungen werden möchten.... Jedenfalls wünsche ich ihnen ein wenig Kummer, damit sie zum Nachdenken gelangen — denn mögen sie auch die verschiedenartigsten Bande umschlungen halten, dieselben werden sich zu Liebesbanden gestalten, wenn sie nur ein gutes Herz besitzen.

Nicht allein die Frage, sondern auch die Antwort hatte einen Zuhörer.... und so entstand diese kleine Erzählung, deren Einfachheit am besten beweis't, daß sie nicht erdichtet ist.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.

Im **Verlags-Comptoir** zu **Grimma** und **Leipzig** erschienen ferner:

Der Schwur
oder
Verbrechen und Reue.

Von
L. de Vries,
Verfasser der „Atheisten", „Der Blaue von Antwerpen", „des achtzehnten Jahrhunderts" u. s. w.
Aus dem Holländischen
von
G. Jacke.
Zwei Theile. Preis 1 Thlr.

Das Sieben-Giebel-Haus.
Ein Roman
von
Nathaniel Hawthorne.
Deutsch von **W. E. Drugulin.**
Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Das stumme Fräulein.
Roman
von
Bernhard Severin Ingemann.

Auch unter dem Titel: Ingemanns kleine Romane, zweiter Theil.

Aus dem Dänischen
von
C. Jakobsen.
Preis 15 Ngr.

Flygare-Carlén, Emilie,

Eine gute Partie von Emilie Flygare-Carlén

Grimma und Leipzig 1852